Paed. Pr.
1237-1 Glatz

<36640847840010

<36640847840010

S

Bayer. Staatsbibliothek

~~pädag. 4.~~
~~N.° 155.~~
~~Glatz~~

R

gez. von H. Ramberg in Hanover. gest. von Böttger aus Dresd. in Lp.

Die Feuersbrunst.

Iduna

ein

moralisches

Unterhaltungsbuch

für

die weibliche Jugend

von

Jakob Glatz.

Erster Band.

Zweyte verbesserte Auflage.

gez. v. H. Ramberg in Hannover — gest. v. Böttger aus Dresd. i. Leip.

Nathalie fleht um ihren Vater.

Frankfurt a. M. bei Friedrich Wilmans.

1807.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Iduna.

Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend

von

Jacob Glatz.

Erstes Bändchen.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Vorrede

zur ersten Auflage.

Iduna war die Göttin der Unsterblichkeit bey den alten Deutschen; nur das Gefühl reiner Tugend weckt den Glauben an diese, der dem weiblichen Herzen noch mehr als dem männlichen ewiges Bedürfniß ist. Warum ich gegenwärtiger Schrift den Titel „Iduna“ gab, ist leicht zu errathen. Nicht bloß unterhalten sollte sie, nein! auch das Herz der Leserinnen rühren, und an dem Leitbande einfacher Dichtung der

Tugend zuführen, die allein Unsterblichkeit gibt. Anfangs war es meine Absicht, in meinen Erzählungen alle Eigenthümlichkeiten des weiblichen Wesens zu berühren, ich fand mich indeß bald durch den Raum beschränkt, und mußte mich damit begnügen, bloß die wichtigeren davon zu berücksichtigen. Ich suchte mit Wärme zu schreiben, und nicht sowohl durch vieles Raisonnement auf den Verstand, als vielmehr durch Herzlichkeit des Tones auf das sittliche Gefühl der Leserinnen zu wirken, überzeugt, daß nur auf diesem Wege sich einiger Erfolg versprechen läßt. Diejenigen, welche die Jugend, besonders die weibliche, in Hinsicht auf Lectüre, tiefer beobachtet haben, werden hierin mit mir wohl Einer Meinung seyn.

Es war wohl die gute Absicht, die mir bey Ausarbeitung dieser Schrift immer vorschwebte, eine Hauptursache, daß ich dabey und bey Beendigung derselben ein ununterbrochenes, lebhaftes Vergnügen empfand, welches freylich durch den Ueberblick und die nähere Prüfung des geschlossenen Ganzen merklich vermindert wurde. Denn auch bey dieser Schrift fühle ich es, wie weit die Ausführung hinter meinem guten Willen zurückgeblieben sey. Nehme man indeß diesen Versuch, etwas zur Veredlung des jungen weiblichen Herzens beyzutragen, als eine durch die besten Absichten veranlaßte Bemühung auf, und beurtheile ihren Werth mehr nach dem guten Willen, als nach der Ausführung desselben. Unendlich viel Schönes und Edles liegt in dem weiblichen

Wesen; möchte es mir gelingen, etwas zur Weckung und Entwickelung desselben bey dieser und jener, für das Gute empfänglichen, Leserinn beyzutragen. Die Stunden, welche mir diese Schrift kostete, wären dann schön belohnt.

Das erste Bändchen ist für jüngere, das zweyte für ältere Leserinnen, die sich schon dem mannbaren Alter nähern, geschrieben. Darin liegt der Hauptgrund, warum ich in dem zweyten kein Bedenken trug, hie und da unter andern Gefühlen auch das schönste, heiligste der Natur, das Gefühl der Liebe, das sich bey dem weiblichen Geschlechte schon früher ankündigt und regt, als viele glauben, anzusprechen. Daß ich dieß mit der nöthigen pädagogischen Behuthsamkeit gethan, und mich sorgfältig in Acht genommen habe, die

tadelhaft sinnliche Liebe in Anregung zu bringen, was sicher ohne Nutzen und immer sehr mißlich ist, dieß wird mir jeder billige Leser zugestehen, und mein Verfahren, wie ich hoffe, fern von mikrologischer Aengstlichkeit, untadelhaft finden.

Redliche, für das Wohl Eurer Kinder zärtlich sorgende Eltern, Euch übergebe ich diese kleine Schrift als ein gutgemeintes Geschenk für Eure Töchter. Besonders empfehle ich sie zu einer günstigen Aufnahme Euch, Ihr edleren Mütter Deutschlands, denen das Beste und Schönste ihrer Töchter, ihr Herz am Herzen liegt. So viel als Euer Beyspiel und Eure Liebe kann sie freylich nicht wirken — durch Liebe und Sanftmuth vermöget Ihr ja alles, alles auf das Herz Eurer Kinder —

aber vielleicht dürfte manche Erhohlungsstunde, der Lectüre derselben gewidmet, für Eure Töchter nicht ganz ohne Nutzen seyn. Daß sie nützen möge, ist der herzlichste Wunsch, mit welchem ich sie begleite.

Vorrede

zur zweyten Auflage.

Die gute Aufnahme dieser Schrift war für mich sehr erfreulich, und machte es mir zur Pflicht, bey dem neuen Abdrucke derselben manche Verbesserungen, Abkürzungen und Zusätze anzubringen. Einige Erzählungen und die Gedichte: Der Frühling und Elise am Grabe ihrer Mutter, sind ganz neu hinzugekommen. Ich werde es mit Dank zu schätzen wissen, wenn auch dieser Auflage der Beyfall zu Theil

wird, den die erste von Recensenten, der Jugend und ihren Freunden zu erhalten, das Glück hatte.

Als Seitenstück zu der Iduna ist unterdeß in demselben Verlage von mir eine andere Schrift unter dem Titel: Theone. Ein Geschenk für Töchter, zur Weckung und Veredlung ihrer sittlichen — religiösen Gefühle." erschienen, in welcher ich besonders dahin arbeite, bey den Leserinnen Sinn für Religion hervorzubringen, und ihn, wenn er schon da ist, zu befestigen.

Glücklich werde ich mich schätzen, wenn besonders vernünftige Mütter meine Schriften bey der Bildung ihrer Töchter brauchbar finden.

Wien, im November 1805.

Glatz.

I.

Carl und Henriette,

oder

die Geschwisterliebe.

Das soll Dir nicht so hingehen, Jettchen! rief Carl, ihr Bruder. Du Modenärrinn, glaubst Du denn, daß Du mich so ungestraft necken könntest? Ja, wart', wäre nicht die Mutter in der Nähe, Du solltest — — —

Hahaha! rief Jettchen, was sollte ich, mein schöner Herr Bruder? Ich bitte, besehen sich Euer Gnaden nur im Spiegel. Sie werden Wunderdinge erblicken. Roth sind

Sie wie ein Scharlachmantel, und aufgebläht vor Zorn wie ein Puterhahn!

Das konnte Carl nicht verschmerzen. Er sprang zu Henrietten und zauste sie bey den Haaren. Mutter! Mutter! rief die Schwester, und suchte sich gegen den unartigen Bruder zu wehren.

Die Mutter hörte in der Nebenstube das Geschrey, und kam zu ihren Kindern gelaufen. Sie sah beyde erhitzt von Zorn, und zog sie auseinander.

Kinder! sagte sie mit mütterlichem Ernste, was soll dieser Auftritt bedeuten? Habt ihr denn die guten Lehren schon wieder vergessen, die euch erst vor ein Paar Tagen der Vater gegeben hat? Pfui! schämt euch! Sagt mir nur, was hat es wieder gegeben?

Jettchen fing jetzt an zu weinen und sagte: Ich bin recht unglücklich, einen solchen Bruder zu haben! kein Tag vergeht,

ohne daß er mich neckte, wo er nur kann, sucht er mir wehe zu thun.

Jette! Jette! versetzte Carl, schiebe nicht die Schuld auf mich! Wenn Dir etwas Unangenehmes begegnet, so schreibe es Dir selbst zu. Deine Unarten sind mir unausstehlich; du knurrst und murrst beständig wie eine Katze — —

Du bist gleich still, Carl! sagte die Mutter. Solche Vergleichungen verbiethe ich Dir gegen Deine Schwester für immer. Geschwister dürfen einander nicht unhöflich und hart begegnen! — Sagt, was ist unter euch vorgefallen? Noch weiß ich nicht, was ihr vorhattet.

Sie hat meinen Nelkenstock, rief Carl, gerüttelt, und — —

Liebe Mutter, fiel ihm Henriette in die Rede, ich hatte ihn kaum berührt, so sprang

er gleich dazu, und gab mir einen Schlag auf die Hand.

Das ist wahr! rief Carl, den kannst Du nicht einmahl gefühlt haben; dafür nanntest Du mich aber gleich einen Wolf, und so etwas werde ich nicht dulden.

Die empfindlichen Geschwister hätten sich noch weiter gestritten, aber die Mutter legte ihnen Stillschweigen auf. Seht, sagte sie, das war wieder eine Kleinigkeit, worüber ihr in Zank und Balgerey geriethet. Ihr macht mir und euerm Vater das Leben recht unangenehm. Kann euch das Freude machen? Ihr seyd Geschwister, ihr solltet in Eintracht und Liebe mit einander leben, euch unter einander behülflich seyn, eines die Schwächen des andern mit Geduld tragen, und euch und euern Eltern dadurch das Leben angenehm machen. Sagt mir nur, was kommt aus eurer beständigen Uneinig-

keit heraus? Nichts als Verdruß, und wer euch kennt, tadelt euch. Da ist eben Marlys Köchinn bey mir gewesen, und hat euch zu den Marlyschen Kindern zu einer Lustpartie in ihrem Weingarten eingeladen. Weil ihr euch aber wieder so übel betragen habt, so erlaube ich euch nicht hinzugehen. Das soll eure Strafe seyn.

Henriette und Carl hingen die Köpfe; sie sahen betrübt die Mutter an, flehten um Verzeihung, und bathen, daß sie ihnen die Strafe erlassen möchte. Allein es blieb dabey — sie mußten den ganzen Nachmittag zu Hause bleiben.

Dergleichen Auftritte gab es unter Henrietten und Carln oft. Jedes hatte manche gute Eigenschaften, nur vertragen konnten sich beyde durchaus nicht. Ueber jede Kleinigkeit geriethen sie an einander, und wenn oft die Gegenwart ihrer Eltern den lauten

Ausbruch ihres gegenseitigen Unwillens verhinderte, so suchten sie einander durch Blikke und Mienen wehe zu thun. Wie glücklich hätten sie nicht leben können! Sie wußten von keiner Noth. Ihre Eltern waren wohlhabend, und ließen es ihnen an nichts fehlen. Sie kamen ihnen mit Liebe entgegen, und nichts lag ihnen mehr am Herzen, als das Wohl ihrer zwey Kinder. Diese erkannten alles — aber ihr unglücklicher Hang, mit einander allezeit im Streite zu liegen, verleitete sie oft, ihren guten Eltern unangenehme Empfindungen zu machen. Die Unverständigen! wenn sie doch über ihr Betragen ernstlich nachgedacht und dann der Stimme ihres Herzens Gehör gegeben hätten!

Was die Ermahnungen der Eltern nicht ausrichteten, das richtete ein Vorfall aus, der sich noch in diesem Jahre ereignete. Henriette und Carl waren zu einem Balle ge-

bethen. Kaum hatte Carl ein Paar Angloisen getanzt, als ihn ein heftiger Schwindel überfiel, und er ermattet in einen Winkel des Tanzsaales hinsank.

Als er wieder zum Bewußtseyn kam, fand er sich in Henriettens Armen, die ihn mit Theilnahme und schwesterlicher Besorgniß ansah, und sein Gesicht sanft streichelte. Das rührte Carln sehr, er legte seine Hand auf ihre Schulter, und gab ihr zu verstehen, daß ihre Schwesterliebe auf ihn Eindruck gemacht habe.

Ein Arzt, der mit unter den Tänzern war, untersuchte Carls Zustand, und verordnete ein einfaches Hausmittel, nehmlich Fliederthee. Henriette sprang sogleich hin, um ihn zu bestellen. Unglücklicher Weise mußte sie erst durch einen Garten, ehe sie in das Haus kam, wo sie den Fliederthee kochen wollte. Sie war erhitzt. Es wehte

eine rauhe Luft. Der Schweiß wurde zurückgetrieben, und Henriette fühlte sich gleich etwas unbehaglich. Indeß bereitete sie den Thee, und brachte ihn dem Bruder, der sich schon beynahe ganz wieder erhohlt hatte. Er bath sie, sie möchte in den Tanzsaal gehen, und an dem Vergnügen der Gesellschaft Theil nehmen. Sie war aber durchaus nicht dahin zu bringen. Ich bleibe bey dir, lieber Carl, sagte sie; für heute ist meine Freude dahin. Wie könnte ich vergnügt seyn, da du dich so übel befindest? Sie streichelte ihm sanft die Stirne, und Carl wurde beynahe zu Thränen gerührt. So liebreich hatte sich seine Schwester gegen ihn noch nie gezeigt; ja er hatte ihr so viel schwesterliche Liebe nicht einmahl zugetraut. In welchem schönen Lichte erschien ihm jetzt Henriette! Sie selbst befand sich bey dem Gefühl ihrer Geschwisterliebe ungewöhnlich wohl.

Am andern Morgen war Carl wieder völlig gesund, aber Henriette befand sich desto übler. Die nächtliche Erkältung hatte ihr einen Katharr zugezogen, der zurücktrat, und sich auf die Brust zog. Sie verlor ihre Stimme fast ganz, und konnte kein verständliches Wort vorbringen. Carl errieth die Entstehung dieses Uebels sogleich. Der Arzt, der herbeygerufen wurde, stimmte ihm bey, und schrieb den gegenwärtigen Zustand Henriettens einzig und allein der Erkältung zu.

Das that Carln weh. Ich bin, sagte er, die Ursache ihrer Krankheit; mir zu Liebe hat sie sich der kühlen Luft ausgesetzt und sich das Uebel zugezogen. — Gute Schwester! fuhr er nach einer Pause fort, und faßte Henrietten zutraulich bey der Hand, wenn ich für dich leiden könnte, gern thäte ich es! Sage mir, womit kann ich dir einen Gefallen erweisen? Verlange, was du willst,

ich will alles herzlich gerne thun — liebe, theure Schwester! —

So hatte Carl noch nie zu Henrietten gesprochen. Seine Worte rührten sie. Sie drückte ihm sanft, doch mit Innigkeit, die Hand, und sagte, etwas ermattet: Ich danke dir für deine Liebe, guter Carl! Mein Leiden will ich schon ertragen. Es freut mich, daß du nur wieder gesund bist! Willst du mir ja eine Gefälligkeit erweisen: so lies mir aus einem schönen Buche eine unterhaltende Erzählung vor.

Carl sprang an seinen Bücherschrank und holte Mundts „Burgheim unter seinen Kindern.“ Ich will Dir aus einem recht nützlichen und schönen Buche ein Paar artige Geschichten vorlesen, sagte er, blätterte herum, und las ihr die Geschichte von dem vierbeinigen Gaste und der Ludwigsburg vor. Henrietten gefiel alles sehr wohl,

und Carl mußte ihr noch mehr aus diesem Buche vorlesen. Gumal und Lina von Lossius las er ihr zur Hälfte, Alwin und Theodor ganz vor.

Der Arzt verordnete für die Kranke verschiedene Arzneyen, die recht gut wirkten; aber schon waren acht Tage verflossen, und noch immer war sie nicht völlig wieder hergestellt. Doch jetzt schien alle Hoffnung zu einer baldigen gänzlichen Genesung da zu seyn, und der Doktor versicherte, daß sie nach ein Paar Tagen wieder in die freye Luft werde gehen können. Darüber hatte nicht nur Henriette, sondern auch Carl eine große Freude.

Doch diese Freude verwandelte sich bald in Traurigkeit. Henriette mußte den Abend darauf etwas Schweißtreibendes einnehmen. Die Nacht war kühl. Die Kranke gerieth in Schweiß. Halb im Schlafe schob sie die

Bettdecke weg, und erkältete sich so stark, daß sie am Morgen sich sterbenskrank befand. Ihre Eltern und Carl geriethen darüber in große Angst; der letztere lief sogleich zu dem Arzte. Dieser that alles, was in seinem Vermögen stand, Henriettens neues Uebel zu mildern, allein die verordneten Arzneyen schlugen nicht so gut an, als die vorigen.

Henriettens Zustand verschlimmerte sich, und jedermann glaubte, daß sie nicht mit dem Leben davon kommen werde. Ihre Mutter war untröstlich. Sie rang die Hände, vergoß Thränen und bath den Himmel, ihr doch ihre einzige Tochter nicht durch den Tod zu entreißen. Auch der Vater war niedergeschlagen, denn er liebte Henrietten recht zärtlich. Am traurigsten aber war Carl. Dieser kam fast nicht von dem Bette der kranken Schwester; der Anblick ihrer Leiden und der schönen Geduld, womit sie dieselben

ertrug, ging ihm ans Herz; er konnte sich in seinen Thränen nicht mäßigen; alles, was er Henrietten nur an den Augen ansah, that er ihr zu Gefallen, und als in einer Stunde sich ihr Uebel so sehr verschlimmerte, daß sie nur noch schwach röchelte, und alle Umstehenden ihren letzten Athemzug erwarteten, war er außer sich vor Schmerz, schluchzte laut, und zitterte an allen Gliedern, sah dann wehmüthig nach der Leidenden und mit dem Tode Ringenden, und stürzte an das Bett und über sie hin, streichelte ihr Gesicht und sagte mit leiser Rührung: Liebe, liebe Schwester! gehe nicht von uns, ohne dich mit mir ausgesöhnt zu haben. Ach, ich habe dir in deinem Leben viel Unangenehmes zugefügt. Vergib es mir, Jettchen! vergib es mir, Schwester!

Henriette warf ihm einen matten, aber zärtlich verzeihenden Blick zu. Der Va-

ter riß ihn von ihrem Lager weg, und führte ihn in eine Nebenstube, wo er sich auf ein Kanapee warf, und in laute Klagen ausbrach. O Gott! sagte er, bald ist sie nicht mehr! bald liegt sie im Grabe, und ich bin ohne Schwester, bin allein im Hause! Ach, jetzt, wo ich sie erst liebgewonnen habe, wo ich erst anfangen wollte, gefällig gegen sie zu seyn, jetzt gerade muß sie mir dahin sterben! O Gott! o Gott! wenn ich sie nur nicht so oft beleidigt, wenn ich mich nur immer brüderlich gegen sie betragen hätte! Wie schmerzt es mich, daß ich dieß nicht gethan habe! Gute, gute Schwester! o könnt' ich mein Leben für dich hingeben! — —

So klagte er laut, und ging dann mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab. Wenn er jemand in der Nähe der Thüre hörte, erschrack er, denn er glaubte, man käme, um ihm den Tod seiner Schwe-

ster zu melden. Endlich konnte er sich nicht länger enthalten; er ging in das Zimmer, worin Henriette lag, und gerieth in eine Art von Entzücken, als der Vater, der ihm entgegen kam, leise sagte: Es ist wieder besser geworden! der Doktor meint, wir dürften neue Hoffnung fassen.

Diese Hoffnung ging in Erfüllung, und verbreitete in der ganzen Familie große Freude. Henriette besserte sich, und war nach einem Monathe wieder ganz hergestellt. Freudenthränen vergossen Vater und Mutter und Bruder darüber, und dieser wußte sich vor Wonne über die Wiedergenesung seiner Schwester kaum zu fassen. Er umarmte sie einmahl ums andere, wiederhohlte ihr oft die Versicherung seiner Liebe, und rührte durch dieses herzliche, liebevolle Benehmen das gute Mädchen so sehr, daß es vor inniger Freude Thränen vergoß.

Der Tag, an welchem Henriette wieder zum ersten Mahle in die freye Luft in Gottes schöne Welt kommen würde, sollte ein festlicher Tag seyn. Ein außerordentlich milder und schöner Herbsttag wurde dazu bestimmt. Ein großer Theil desselben sollte in dem Garten, der nicht weit vom Hause lag, zugebracht werden. Carl hatte verschiedene Anstalten getroffen, seine Schwester zu überraschen.

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, nahm die Mutter Henrietten am Arm, und spazierte mit ihr, in Begleitung des Vaters, in den Garten. Als sie durch die Thüre desselben getreten waren, erblickten sie vor sich einen schönen Ehrenbogen, an welchem rothe und blaue Bänder flatterten, Blumenkränze hingen, und folgende Worte zu lesen waren:

Der glücklich genesenen Henriette
zu Ehren.

Nicht weit von diesem Bogen war eine grüne Laube errichtet, vor welcher eine Fahne stand. Eben wollte Henriette hineintreten, als Carl heraustrat, und sie mit inniger Zärtlichkeit umarmte. Er wollte sie mit einer kleinen Anrede empfangen, und hatte sich darauf schon seit einigen Tagen vorbereitet. Aber der Anblick seiner geliebten Schwester, die Rührung, die damit verbunden war, und die Thränen, die Henrietten ins Auge traten, verwirrten ihn ganz. Er vergaß seine gelernte Rede, und überließ sich ganz dem Gefühle seines Herzens. Liebste Schwester, stammelte er bewegt, sey uns in Gottes schöner Welt herzlich willkommen! O wie sehr freu ich mich, dich gesund zu sehen! Liebe Henriette, dieser Tag ist ein Tag der Freude für mich. O schenke mir an diesem frohen Tage für immer deine Liebe! Vergiß, was sonst unter uns vorgefal-

len ist, und laß uns von dieser Stunde an in Liebe und Eintracht mit einander leben! — Ich liebe dich recht innig. —

Weiter konnte er nicht sprechen. Die Thränen rollten ihm von den Wangen herab, und Henriette stand gerührt und weinend da in des Bruders Armen, an seinem Bruderherzen, und bald umschlungen von Vater und Mutter, die der Anblick einer so großen Geschwisterliebe im Innersten bewegt hatte.

Gott segne euch, Kinder! sagte der Vater.

Seyd glücklich in eurer Liebe! sprach die zärtliche Mutter, und in diesem Augenblicke traten aus der Laube die zwey vertrautesten Freundinnen von Henrietten, wünschten ihr Glück zu ihrer Wiedergenesung, herzten und küßten sie, bothen ihr Blumensträu er dar, und machten ihr, die eine mit einem Buche von der liebenswürdigen

Frau la Roche, die andere mit den Kinderspielen von Louise Meynier, ein angenehmes Geschenk. Von Carln erhielt sie ein schönes Zeichenbuch, und die in Altona bey Hammerich erschienenen kleinen Romane für die Jugend, deren Zweck es ist, die Jugend auf eine unschuldige und angenehme Weise zu unterhalten, ihr Gefühl für das Schöne zu bilden, und das Herz zu veredlen.

So rührende Beweise von zärtlicher Liebe hatte Henriette nicht erwartet. Sie machten den tiefsten Eindruck auf ihr Herz. Bewegt dankte sie ihren guten Eltern, ihren Freundinnen und besonders ihrem Bruder dafür, und versprach diesem, ihn immer mit schwesterlicher Liebe zu umfassen.

Nach einer Stunde kamen mehrere Anverwandte und Freunde des Hauses in den Garten, und nahmen an der gemeinschaft-

lichen Freude herzlichen Antheil. Des Nachmittags erschienen mehrere junge Freunde von Carl, und belustigten sie damit, daß sie mit Armbrüsten nach einem hölzernen Vogel schossen. Wurde etwas abgeschossen, so brannte man einen Mörser los, und als der Kopf, getroffen von einem Pfeile, herabfiel, entstand ein lauter Jubel. Man führte denjenigen, der ihn getroffen hatte, triumphirend in die Laube, und wollte ihm hier einen schönen Blumenkranz aufsetzen; er nahm denselben aber, ging zu Henrietten, und krönte sie damit. Ein Lebehoch! das alle Anwesenden laut ausriefen und das Henrietten galt, wurde mit einem dreymahl wiederhohlten Schusse aus dem Mörser begleitet. Beym Genusse der reinsten Freuden vergingen der frohen Gesellschaft mehrere Stunden. Vergnügt verließen sie dann den Garten, und erinnern sich noch jetzt mit Freude

an dieses Genesungsfest; denn so hatten sie es zu nennen, einmüthig beschlossen.

Aber nicht nur ein Genesungsfest war dieser schön verlebte Tag, er war auch ein Tag der Versöhnung und der Liebe. Denn an ihm verschwand in Carls und Henriettens Herzen jede Erinnerung an ihre sonstige Zwietracht, und der Geist der Eintracht, des Vertrauens und der Liebe erwachte in ihrer Brust. — Noch immer hängen sie mit Wohlwollen an einander — sorgfältig meiden sie alles, was ihre Liebe schwächen, und ihre Eintracht stören könnte — sie fühlen sich ungemein glücklich bey dieser guten Stimmung ihrer Seelen — gewähren durch ihr Betragen ihren Eltern die reinsten Freuden, und werden nicht nur von allen Guten, denen sie bekannt sind, geschätzt und geliebt, sondern erscheinen sich auch in ihren eignen Augen achtungswürdig.

II.

Das weinerliche Mädchen.

Was ist dir denn, Minchen? Du weinst ja schon wieder? Hast du veilleicht Schaden genommen? ist dir etwa nicht wohl? oder hast du einen harten Verweis bekommen?

So fragte Fritz seine kleine Schwester Minchen, die in einem Winkel stand, und bitterlich weinte.

Huhuhu! schluchzte Minchen, und wendete sich von Fritzen weg, und je mehr er sich bemühte, die Ursache ihrer Betrübtniß zu erfahren, desto heftiger weinte sie.

Nach einer halben Viertelstunde kam Fritz wieder zu ihr, und fragte sie von neuem, was ihr fehle, und ob er ihr helfen könne.

Da erzählte denn Minchen mit vieler Betrübniß dem theilnehmenden Bruder ihr großes Unglück, das ihr so viele heiße Thränen ausgepreßt hatte. Ach, seufzte sie, die unartige Hanne, sie hat mich geschimpft, und zum Weinen gebracht.

Und wie hat sie dich denn geschimpft? fragte Fritz?

Jetzt fing Minchen wieder an zu weinen. Sie sagte, sprach sie schluchzend, daß ich eine kleine Nase hätte.

Fritz sah lächelnd seine Schwester an, schlug die Hände zusammen, und sagte: Ey, das große Unglück! Doch ich will nicht spotten. — Dacht' ich doch, liebes Minchen, wer weiß welch' ein Unfall dir begegnet sey,

und nun läufts auf eine kleine Nase hinaus. Sage mir doch, ums Himmels Willen, Minchen, wie du über so eine Kleinigkeit ein solches Spectakel erheben kannst? Weil man ihr sagt, daß sie eine kleine Nase hat, deshalb will sie vor Betrübniß vergehen. Ey, schäme dich, Minchen, daß du noch so schwach bist. Ja, wenn dir jemand die Nase entzwey geschlagen hätte, und du weintest darüber, das ließe ich gelten! Kannst du denn etwas dafür, daß deine Nase nicht um ein Paar Zoll länger ist? Dann würde Hanne sagen, du hättest eine lange Nase, und du würdest auch darüber weinen.

Minchen zog sich in einen Winkel, und weinte immer fort. Fritz ließ sie stehen, sprang in den Hof, und fütterte die Hühner. Eine Glucke mit acht Jungen machte ihm tausend Spaß. Bald kam auch Minchen dazu, und fing, da sie die kleinen

Thierchen sah, zu lächeln an. So habe ich dich gern, Schwesterchen, sagte Fritz, dein Lächeln gefällt mir tausend Mahl besser, als das weinerliche Gesicht, das du mir vorhin gezeigt hast. Gewöhne dir das häßliche Weinen ab.

Allein Minchen blieb beym Alten. Sie hatte sich die Unart, über jede Kleinigkeit zu weinen, einmahl angewöhnt, und Unarten, die einem zur Gewohnheit geworden sind, lassen sich nicht leicht wieder fortschaffen. Ihren Eltern machte sie dadurch vielen Verdruß, oft verdarb sie andern die Freude, und sich selbst brachte sie um manches Vergnügen.

Es war unangenehm mit Minchen umzugehen; denn oft wurde sie durch ein einziges gutgemeintes Wort, durch einen ganz unschuldigen Scherz so beleidigt, daß ihr gleich die Augen voll Wasser standen. Deß-

halb hatte man sie in Gesellschaften nicht gern, vermied ihren Umgang, und wenn ihre Bekantinnen sich irgend ein gemeinschaftliches Vergnügen machten, so wurde Minchen selten dazu gebethen.

Dieß machte ihr viele unangenehme Stunden. Sie klagte ihrer Mutter ihr Herzeleid, und sagte, daß sie ein unglückliches Mädchen sey.

Liebe Tochter, versetzte die Mutter, du bist selbst Schuld daran. Du hältst dich über jede Kleinigkeit auf, und weinst sogleich darüber. Das wissen die andern Mädchen, und deßhalb wollen sie dich nicht in ihrer Mitte haben, weil sie fürchten, daß du ihnen durch dein weinerliches Wesen ihre Freude verderben könntest. Sey nur anders, liebes Minchen, so wirst du bald sehen, daß man dich lieber hat, und gern in deiner Gesellschaft ist.

Minchen fing an zu weinen, und gab ihrer guten Mutter einen Kuß. Ich will mir das Weinen abgewöhnen, liebe Mutter, sprach sie, und wurde von ihr sanft gestreichelt.

Wirklich vergingen auch zwey Tage, und Minchen vergoß nicht eine einzige Thräne. Ihre Eltern freueten sich darüber, und gaben es ihr deutlich zu verstehen.

Aber am dritten Tage stellte sich die alte Unart wieder ein. Minchen wollte eben, da es Zeit war, sich zu Tische zu setzen, zu ihren Kaninchen gehen. Liebe Tochter, sagte die Mutter, du siehst, daß die Suppe schon auf dem Tische steht. Wir werden uns gleich niedersetzen. Jetzt ist keine Zeit, zu den Kaninchen zu gehen.

Da hätte man das Gesicht sehen sollen, das Minchen machte; es sah aus, wie ein unfreundlicher Tag im April. Das war aber noch nicht genug. Sie fing auch an

zu weinen, als wäre ihr ein Loch in den Kopf geworfen worden.

Darüber wurde die Mutter unwillig, faßte Mienchen bey der Hand, und sagte in strafendem Tone: Wenn du nun einmahl zu den Kaninchen willst, so komm, ich will dich zu ihnen hin führen, und die Thüre hinter dir zuschließen; da magst du mit den Thieren dein Mittagsmahl halten.

Nun fing Mienchen an, laut zu heulen, stemmte sich gegen die Mutter, und rief: Nein! nein! liebe Mutter — ich will nicht! — ich will nicht!

Ja! ja! liebe Tochter, sagte die Mutter, ich will, daß du hingehest —

Mienchen zitterte am ganzen Körper, und flehte gar beweglich, sie nicht zu den Kaninchen zu sperren. Fritz bath für sie, und die Mutter schenkte ihr für dieß Mahl die wohlverdiente Strafe.

Aber das besserte das schwache Mädchen nur auf kurze Zeit. Nach einer Woche bekamen ihre Eltern einen Besuch von einem guten Freunde, auf dessen Ankunft sie sich schon längst gefreut hatten. Auch Minchen hatte diesem Besuche mit Freude und Ungeduld entgegen gesehen, und bewillkommte den Fremden auf eine sehr einnehmende Weise. Er küßte sie herzlich, zog sie zu sich, und unterhielt sich mit ihr wohl eine Viertelstunde lang. Minchen war seelenvergnügt, daß der Freund ihrer Eltern so schön und artig mit ihr that, und als sie von ihm fort und in die andere Stube ging, sagte sie zu Fritzen: Das ist der artigste Mann, den ich kenne. So sehr hat mir noch keiner gefallen als er!

Bald hieß es, daß es Zeit sey, zu Tische zu gehen. Minchen hatte ihr schönes rosenfarbnes Kleid angezogen, und sich

mit großer Sorgfalt geputzt. Sie bath ihre Mutter, daß sie ihr einen Platz in der Nähe des Fremden geben möchte, damit sie sich mit ihm unterhalten könnte. Die Mutter lächelte, und versprach es ihr.

Man setzte sich zu Tische. Minchen kam dem Fremden ganz nahe zu sitzen. Er machte ihr ein niedliches Compliment, und sagte ihr einige artige Worte, die dem kleinen Mädchen sehr wohl thaten. Aber ihre Freude dauerte nur wenige Augenblicke. Minchen bemerkte, als sie sich setzte, daß man vergessen habe, ihr einen Löffel vorzulegen. Schon das machte sie mißmuthig. Sie gab der Mutter einen Wink, und diese sagte ganz leise zu ihr: So stehe doch auf, und hohle dir einen Löffel.

Darüber wurde Minchen ungehalten, sprang verdrießlich auf, und rannte zornig in eine Nebenstube, wo die Löffel aufbewahrt

wurden. Als sie zurückkehrte, standen ihr die Thränen im Auge. Die Mutter gab ihr durch ein unmerkliches Kopfschütteln zu verstehen, daß sie mit ihrem Betragen unzufrieden sey. Dieß vermehrte Minchens finsteres Wesen noch mehr. Aergerlich setzte sie sich auf den Stuhl hin, und bemerkte in ihrem Zorne nicht, daß sie der Fremde mit Verwunderung ansah. Wohl aber entdeckte sie bald, daß die andern, ihren Bruder Fritz nicht ausgenommen, drey, und sie nur zwey Teller vor sich habe. Dieß schlug das gute Kind ganz danieder, es verdrehte den Mund, und bald fielen ihm die Thränen — in die Suppe.

Die Mutter gerieth wegen ihrer unartigen Tochter in große Verlegenheit. Sie stand auf, nahm Minchen bey der Hand, und sagte mit gedämpfter Stimme: Steh auf, Minchen, und komm mit mir.

Nun ging das Weinen erst recht an. Nur mit Mühe konnte die Mutter ihre eigensinnige Tochter von ihrem Sitze wegbringen. Sie führte sie in eine entfernte Stube. Unartiges Kind! sagte sie hier zu ihr, wie viel Verdruß machst du uns! Wir müssen uns deiner nur schämen. Was wird der fremde Herr von dir denken! Wenn er nach Hause kommt, und seine Töchter sich um dich erkundigen, was wird er ihnen von dir sagen? Du bleibst hier, und erscheinest nicht wieder bey Tische.

Jetzt erhob Minchen ein großes Jammergeschrey. Aber die Mutter entfernte sich, und überließ sie der natürlichen Strafe, die sie sich durch ihre Unart zugezogen hatte. Der Fremde erkundigte sich nach Minchen, und bath für sie. Aber die Mutter sagte: Erlauben Sie, lieber Freund, daß sie bleibe wo sie ist; es wird ihr und uns nicht schaden.

Der Fremde dachte sich im Stillen das Seinige über Mienchen, die, abgesondert von den übrigen, in einem fort weinte, die Hände rang, und vor Aerger alles unberührt stehen ließ, was man ihr zu essen brachte.

Des Abends reiste der Fremde wieder fort. Er wünschte vorher noch mit Mienchen zu sprechen. Aber sie schämte sich, ihm unter die Augen zu treten, und so mußte er das Haus verlassen, ohne sie noch einmahl gesehen zu haben.

Dieser Vorfall hatte auf Mienchen einen starken Eindruck gemacht. Ich bringe mich, dachte sie in einer ruhigen Stunde bey sich selbst, durch diese Unart um so viele Freuden des Lebens; ich kränke meine Eltern, und bin andern nur zur Last; ich bringe mich um ihre Liebe, und muß mich oft über mich selbst ärgern. Nein, ich will nicht länger

so seyn! Ich will meinen Fehler ablegen! Ich will das Weinen mir abgewöhnen.

Mit diesem Vorsatze beschäftigt, ging sie im Garten auf und ab. Da kam ihre vertrauteste Freundinn zu ihr, und erzählte ihr allerley Neuigkeiten. Zuletzt sagte sie ihr noch im Vertrauen, daß man sich über sie (über Minchen nehmlich) in der Stadt lustig mache, und ihr den Spottnahmen „weinerliche Miene" beygelegt habe. Eben jetzt, sprach sie, komme ich aus einem Hause, wo ein Kind über eine Kleinigkeit zu weinen anfing. Sogleich rief ihm die Mutter zu: Ey, schäme dich, Kind, treibst du es doch so wie die weinerliche Miene! Und gestern hörte ich noch etwas Schlimmeres —

Minchen bath ihre Freundinn, still zu schweigen, und fing bitterlich zu weinen an.

Daß du über so etwas weinst, sagte ihre Freundinn, nehme ich dir nicht übel,

liebes Minchen! Aber schon längst wollte ich dich bitten, dir die Unart, über jede Kleinigkeit in Thränen auszubrechen, abzugewöhnen.

Das will ich auch, schluchzte Minchen; ich habe es mir fest vorgenommen.

Bleibe nur deinem Vorsatze treu; versetzte die Freundinn und verließ sie.

Minchen weinte hierauf noch lange über die traurige Nachricht, die sie erfahren hatte. Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, um ihr weinerliches Wesen zu unterdrücken, und war so glücklich, sich ihren Fehler nach und nach abzugewöhnen. Jetzt hatte sie jedermann zehnmahl lieber als sonst; man war gern in ihrer Gesellschaft; erwies ihr gern Gefälligkeiten; sie hatte nicht so oft üble Launen; ihre Eltern verdoppelten ihre Liebe zu ihr, und der Spottnahme „weinerliche Miene" gerieth ganz in Vergessenheit.

III.

Gerthrude.

Minchen hatte die Unart, über jede Kleinigkeit zu weinen, Gerthrude die Unart, über alles zu lachen; Minchen bekam von ihrem Weinen oft Kopfweh, Gerthrude von ihrem starken Lachen zuweilen Hals- und Brustweh und Seitenstechen. Beyde hatten Unarten an sich, und Unarten machen den Menschen bey andern eben nicht beliebt. Dieß erfuhr auch Gerthrude.

Ich verbiethe dir das Lachen nicht, sagte ihre Mutter mehrmahls zu ihr, nur

lache nicht über jede erbärmliche Kleinigkeit; das läßt dir gar übel; du beleidigst zuweilen andere damit, und bringst dich in den Verdacht, daß du ein unverständiges, albernes Mädchen seyst. Du kennst das Sprichwort:

„An vielem Lachen und Flennen
„Kann man den Narren erkennen."

Wenn die warnende Mutter so zu ihr sprach, hing Gerthrude immer den Kopf, und sah ganz ernsthaft den Boden an, als suche sie einen verlornen Nadelknopf. Aber ihre Unart ließ sie nicht.

War Gerthrude allein, so war ihr Betragen nicht allzuläppisch; kam sie aber mit ein Paar Freundinnen zusammen, die auch eine gute Lache hatten, so wußte sie sich in ihrer Unart nicht zu mäßigen. Sie lachte, daß es wiederhallte, und daß man sie zuweilen im ganzen Hause hören konnte.

Eines Tages hatte sie von diesen Freundinnen Besuch. Ihre Mutter befand sich im Hofe, und sprach mit dem Gesinde. Auf einmahl erhob sich in Gerthrudens Zimmer ein Gelächter, das man im Hofe recht deutlich vernehmen konnte. Die Mutter eilte hinauf, und fand die Mädchen, besonders Gerthruden, im Gesichte blutroth und außer sich vor Lachen. Alle drey hielten sich die Brust, und kickerten in einem fort, auch als die Mutter schon in der Stube war.

Sagt mir nur, Mädchen, was ihr treibt? sprach diese. Ihr erfüllt das ganze Haus mit eurem Lachen. Was hat es gegeben? Mäßigt euch doch; ihr seht in diesem Zustande recht häßlich aus.

Gerthrude wollte es der Mutter sagen, warum sie so lachten, aber sie konnte vor Lachen nicht sprechen. Dieß dauerte einige

Minuten. Endlich fing Christine an: Ach, wir haben einen Mann mit . . .

Hahaha! hahahahaha! erscholls von neuem, und Christine konnte nicht weiter. Nach einigen Augenblicken wollte Ernestine weiter erzählen. Der Mann hatte, sagte sie, ein Ha . . .

Hihihi! hähähä! hahaha! Ernestine mußte inne halten. Die Mutter fing an, verdrießlich zu werden. Doch nahm sie bald eine freundlichere Miene an. Die Kinder, dachte sie, müssen etwas sehr Lächerliches gesehen haben, und dann kann ihr Betragen verzeihlich seyn. Sie lächelte, faßte Gertruden, die sich unter allen dreyen am übelsten gebehrdete, bey der Hand und sagte: Mäßige dich doch etwas, Tochter, und erzähle mirs, warum ihr so unbändig lacht.

Wir haben, versetzte sie lachend und so schnell als ihr nur möglich war, einen Mann mit einer — Habichtsnase gesehen.

Jetzt erhob sich ein neues lautes Gelächter. Die Mutter glaubte, daß ihre Tochter noch nicht ausgeredet habe, und das Beste erst kommen werde; aber sie erfuhr bald, daß die Habichtsnase die einzige Ursache des Gelächters gewesen sey.

Unwillig sagte sie zu Gerthruden: Es ist mir sehr unangenehm, Gerthrude, daß du über eine solche Kleinigkeit so unmäßig lachen kannst; du machst dich dadurch zu einem widerlichen Geschöpfe.

Gerthrude wurde auf einmahl ernsthaft, ihre Freundinnen beobachteten ein tiefes Stillschweigen, und schmunzelten bloß unter einander. Zufälligerweise berührte Christine ihr Spitznäschen; Gerthrude bemerkte es, und fing von neuem an, aus vollem Halse zu lachen.

Da nahm die Mutter sie bey der Hand, und führte sie mit den Worten in die Kammer: da, bleibe hier und tobe aus; so wie du jetzt aussiehst, kann ich dich nicht unter meinen Augen leiden.

Christine und Ernestine schlichen sich leise fort, Gerthrude aber mußte ein Paar Stunden in der Kammer sich mit — der Langenweile unterhalten.

Den Tag darauf erfuhr man, wer derjenige gewesen sey, über dessen Habichtsnase die muthwilligen Mädchen sich so lustig gemacht hatten. Es war ein berühmter Graf, der eben Commandant der Stadt geworden war.

Zu Gerthrudens Verdruß hatte er sie mit ihren Freundinnen, gerade als sie aus vollem Halse lachten, im Fenster erblickt, und gleich vermuthet, daß er der Gegenstand ihres Muthwillens sey. Ein Bürger, der ihm begegnete, wurde von ihm gefragt,

wer in diesem Hause wohne, ob es etwa ein Narrenhaus sey. Diese Rede des Grafen verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, und kam auch Gerthrudens Vater zu Ohren, der sich nicht wenig über seine läppische Tochter aufhielt, besonders, da er große Ursache hatte, das Wohlwollen des neuen Stadtcommandanten zu wünschen. Wenn er ungehalten auf unser Haus ist, und wenn die ganze Stadt von dem gestrigen Vorfalle spricht, sagte er zu Gerthruden, so bist du mit deiner unausstehlichen Lachsucht Schuld daran. Ich werde dir endlich noch gram werden müssen; du treibst deine Albernheit zu weit.

Gerthrude stand mit niedergeschlagenen Augen als eine arme Sünderinn da, und schien jetzt fast Lust zum Weinen zu haben. Der Stadtcommandant ließ sich indeß gegen ihren Vater nichts von jenem Vorfalle merken, und so gerieth die Sache bald in Vergessenheit.

Einige Zeit darauf wurde Gerthrude mit einer ihrer Freundinnen zu Herrn Hill, einem Freunde ihrer Eltern, eingeladen, der vor kurzem einige Bouteillen Himbeerensaft geschickt bekommen hatte, womit er die beyden Mädchen, die ihn gerne tranken, bewirthen wollte.

Beyde erschienen. Herr Hill schenkte jeder ein Glas ein. Sie wollten trinken. Da stieß Gerthrude ihre Freundinn heimlich an, zeigte auf Herrn Hill, und sagte ganz leise ein Paar Worte. Da erhob sich ein schallendes Gelächter, dessen Ursache Herr Hill nicht errathen konnte. Er sah und hörte einige Minuten ruhig zu, dann forderte er die muthwilligen Mädchen in einem sanften Tone auf, einmahl aufzuhören. Aber das Lachen wurde jetzt nur noch stärker. Endlich setzten sie die Gläser an den Mund, allein in diesem Augenblicke fingen sie wie-

der an, zu kickern; Gerthrude fiel das Glas aus der Hand, und ihr feines weißes Kleid von Mousselin wurde übel zugerichtet. Dies erschreckte sie so sehr, daß sie zu weinen anfing; doch bald ging das Lachen wieder an, und Gerthrude weinte und lachte nun zugleich in einem Athem.

Herr Hill, der es wohl merkte, daß über ihn gelacht werde, wurde endlich der Sache überdrüßig, und da seine Vorstellungen nichts halfen, sah er sich genöthigt, die beyden Thörinnen wieder nach Hause zu schicken.

Als Gerthrudens Mutter das befleckte Kleid ihrer Tochter erblickte, fragte sie, wie sie zu den Flecken gekommen sey, und schloß aus ihrer Erzählung sogleich, daß sie sich bey Herrn Hill unartig betragen habe. Du hast gewiß, sagte sie, wieder stark gelacht?

Gerthrude läugnete es nicht und sprach: Wir konnten uns des Lachens unmöglich ent-halten, denn auf Herrn Hills Kinn hatte sich eine große Schmeißfliege gesetzt, die so aussah, als ein Schönpflästerchen. Gar ko-misch sah es aus!

Die Mutter schüttelte den Kopf. Wie-der eine nichtswürdige Kleinigkeit, worüber du gelacht hast, sagte sie. Sage mir nur Gerthrude, was man zu deinem läppischen Wesen denken wird? Herr Hill, dieser brave, verständige Mann, wird dich nun für eine Thörin halten. Wer weiß wie sehr du ihn beleidigt hast.

Es war gar nicht böse gemeint, ver-setzte Gerthrude, und wollte dadurch ihren begangenen Fehler entschuldigen.

Ich will es dir gerne glauben, erwie-derte die Mutter, daß es nicht böse gemeint war; aber es hat doch den Schein davon,

und der gute Mensch sucht auch den Schein des Bösen zu vermeiden. Du willst durch dein Lachen allerdings nicht beleidigen, aber viele werden sich doch für beleidigt halten, und dir im Herzen gram werden. Kann dir das Freude machen? Sollte dich nicht der Gedanke: durch mein Lachen kann dieser und jener leicht gekränkt werden, von dei-ner Unart abhalten?

Nach einigen Wochen gab Herr Hill in seinem Hause einen Familienball, und lud mehrere junge Mädchen dazu. Gerthrude zweifelte nicht daran, daß er sie auch dazu bitten werde. Aber sie irrte sich. Ihre El-tern wurden zwar zu dem Feste eingeladen, sie aber nicht. Das ging ihr sehr zu Her-zen. Als ihre Mutter ihr dann erzählte, wie sehr schön und fröhlich es bey dem Bal-le zugegangen sey, fing sie an, vor Unmuth zu weinen. Liebe Tochter, sagte die Mut-

ter, ich sehe, es schmerzt dich, daß du nicht auch Theil an dem Vergnügen nehmen konntest. Aber schreibe dies dir selbst zu. Du hast letzthin Herrn Hill durch dein albernes Lachen beleidigt; er hat es mir mit Bedauern erzählte.

Gerthrude sah nun wohl ein, daß sie durch ihre Unart andern und sich nur Verdruß mache; aber den Fehler konnte sie nicht lassen, bis endlich sich ein Vorfall ereignete, der einen so starken Eindruck auf sie machte, daß sie von nun an sich alle Mühe gab, ihre Unart sich abzugewöhnen.

Eines Tages hatte sie eine Freundinn besucht. Auf dem Wege nach Hause erblickte sie in einer Straße einen Zusammenlauf von vielen Menschen. Sie begab sich auch hin, um nachzusehen, was es gebe. Sie fand mitten unter dem Haufen einen unglücklichen Mann, der die Harfe spielte und da-

zu sang. Alle Umstehenden wurden gerührt; nur Gerthrude nicht. Als er zu einer Stelle des Liedes kam, fielen ihm Thränen aus den Augen, und er konnte kaum weiter singen. Das Gesicht, das er dabey machte, kam Gerthruden so sonderbar vor, daß sie laut zu lachen anfing. Der Harfenspieler sah dies, und sagte in rührendem Tone zu ihr: Spotten Sie meines Unglücks nicht, kleine Mamselle!

Diese Worte setzten Gerthruden in Verlegenheit. Sie wurde im ganzen Gesichte blutroth. Die Umstehenden sahen alle auf sie, und murrten über ihr anstößiges Betragen. Das schnippische Ding! sagten einige, es will über das Elend des guten Mannes spotten! Die Ungezogene! sprachen andere, jagt sie von hier fort!

Gerthrude hielt es für das rathsamste, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie schlich

sich eiligst davon. Aber einige Straßenjungen folgten ihr nach und lachten und neckten sie. Einer trieb es sogar so weit, daß er ihr eine Menge Kletten auf den Rücken warf, worüber die andern in ein lautes Gelächter ausbrachen. Sie drohte ihnen zornig, aber die muthwilligen Jungen spotteten ihrer Drohungen, und riefen: Dort geht Jungfer Sybille, bille! bille! Sybille! kann hübsch über arme Leute lachen; sieht dann aus wie ein miauendes Kätzchen. Nur tapfer drauf losmarschirt, Sybillchen! Eins, zwey, drey! halt! Brust heraus! Bauch herein! Präsentirt das Gewehr! schlagt an! gebt Feuer!

Mit einem solchen bittern Spotte verfolgten die ausgelassenen Jungen die angstvolle Gerthrude ein weites Stück. Sie fing an zu weinen. Eine alte Frau, die ihr und ihren Verfolgern entgegen kam, und hörte, daß man sie Sybille nenne, sagte

zu den letztern: Ihr seyd nicht klug, das ist ja Mamsell Gerthrude.

Nun ging das Gelächter erst recht an. Ja, ja! rief einer, sie verdient die Gerthe und die Ruthe! Ein andermahl kann sie sich die Lust vergehen lassen, unglückliche Menschen auszulachen.

Wie sehr freute sich Gerthrude, als sie das Haus ihrer Eltern erreichte. Weinend klagte sie diesen ihre erlittene Schmach. Ernsthaft sagte darauf ihr Vater: Liebe Tochter! du beklagst dich darüber, daß sich andere über dich lustig gemacht haben. Das war unrecht von ihnen. Aber wie oft hast du dasselbe gethan! wie oft hast du über andere gelacht, und sie dadurch gekränkt! Du fühlst nun jetzt selbst, wie unrecht, wie schmerzlich dieses ist! Benutze diesen Vorfall zu deinem Besten und ändere dich. Was

du nicht willst, daß dir andere Leute thun sollen, das thu' ihnen auch nicht.

Gerthrude weinte noch lange über das, was ihr widerfahren war. Mit Vergnügen bemerkten bald ihre Eltern, daß sie seit dieser Zeit in ihrem Betragen immer vorsichtiger, besonnener, gesetzter und anständiger wurde, und sich endlich die häßliche Unart, über jede Kleinigkeit zu lachen, ganz abgewöhnte. Wie viel liebenswürdiger war sie jetzt!

IV.

Die Leichtsinnige.

„Da, liebe Mutter, eine schöne Blume für dich! Ich habe sie am Teiche für dich gepflückt. Du hast die Butterblumen so gern! diese hier ist prächtig! es ist die schönste, die ich je gesehen habe!“

Und die willst du mir geben, liebe Amalie? sagte die Mutter. Ich danke! Die Blume ist wirklich schön! Nimm einen Kuß dafür!

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und küßte sie herzlich. Amalie aber schmiegte

sich innig ans mütterliche Herz, und war heiter und selig an diesem guten Herzen, voll Sanftmuth und Liebe.

Nun, meine Tochter, sagte die Mutter, wo sind die Erdbeeren? hast du keine gekauft?

Nein, liebe Mutter, antwortete Amalie, und lächelte heimlich die Mutter an.

Warum denn nicht? fragte diese. — Was siehst du mich so lächelnd an?

Amalie wollte mit der Sprache nicht heraus, aber da die Mutter in sie drang, ihr zu sagen, warum sie keine Erdbeeren gekauft habe, gestand sie endlich, sie habe das Geld, wofür sie Beeren kaufen sollte, einem armen blinden Manne geschenkt, der ihr auf dem Wege begegnet wäre.

Da hast du Recht daran gethan, liebe Tochter, sagte die Mutter. Nothdürftige soll der gute Mensch unterstützen, auch wenn

er dabey sich selbst etwas abbrechen muß. O meine Amalie, du hast viel Anlage zum Guten; glaube mir, ich freue mich oft herzlich darüber; ach wenn nur etwas — etwas nicht wäre!

Amalie sah die Mutter zärtlich an, streichelte ihr das Gesicht, und sagte mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit: Ich weiß wohl, liebe Mutter, worauf du zielest — rede nur nicht weiter — es thut mir nicht wohl, wenn du mich tadelst. O wie lieb, wie lieb hab' ich dich!

Sie küßte ihre Mutter, und die Mutter schwieg.

Amalie war ein gutes Mädchen, nur zuweilen sehr leichtsinnig; das war der Fehler, auf welchen die Mutter hindeutete. Böse meinte sie es nie mit ihrem Leichtsinne, aber sie richtete damit doch manchen Schaden an, machte sich und andern damit Verdruß, und

brachte sich in den Verdacht eines schlimmen Mädchen.

Ihre Mutter hatte einen Bruder, den sie ungemein liebte. Den ersten May feyerte er seinen Geburtstag. Schon mehrmals hatte er gewünscht, etwas aus der Meißner Porcellain-Fabrik zu besitzen, und die gute Schwester hatte daher heimlich ein schönes Schreibzeug von Porcellain aus Meissen kommen lassen, um ihm am ersten May ein Geschenk damit zu machen. Amalie sollte die Ueberbringerinn seyn. Sie nahm das Schreibzeug und ging damit fort. Tochter! sagte die Mutter zu ihr, gib nur hübsch Acht, daß du es nicht zerbrichst.

Das soll nicht geschehen, liebe Mutter, versetzte Amalie, und ging zum Oncle.

Auf dem Wege hörte Amalie einen Mann pfeifen, der Haderlumpen für einen Papiermacher sammelte, und dafür Nadeln

und kleine bleyerne Ringe gab. Es liefen viele Kinder zu ihm, und brachten ihm Lumpen. Amalie wünschte auch dabey zu seyn. Sie ging hin, und drängte sich durch den Haufen Kinder, die um den Hadermann standen. Sie vergaß ganz, daß sie ein theures und zerbrechliches Schreibzeug unter dem Arme trug, und daß die Mutter sie gebeten habe, Acht darauf zu geben. Ihr Leichtsinn ließ sie daran nicht denken. Sie griff mit einer Hand nach einem Briefe Stecknadeln. Paff! da lag das Schreibzeug auf dem gepflasterten Boden. Amalie fuhr vor Schrecken zusammen. Sie blickte traurig nach der Erde hin, untersuchte das Schreibzeug, und fand, zu ihrer Bestürzung, daß es in mehrere Stücke zerbrochen war. Da traten ihr die Thränen in die Augen, sie rang die Hände, hob die Stücke auf, und kehrte schluchzend zu ihrer Mutter zurück.

Die Mutter machte ein finstres Gesicht. Da hast du mich und meinen Bruder, sagte sie, durch deinen Leichtsinn um eine große Freude gebracht; denn das will ich nicht einmahl in Anschlag bringen, daß das Schreibzeug 3 Louisd'or gekostet hat.

Amalie weinte, fiel der Mutter um den Hals, und bath sie um Verzeihung. Nimm alles, sagte sie, was in meinem Sparkästchen ist — nur sey nicht böse auf mich, ich will nie wieder so leichtsinnig seyn.

Die Mutter schwieg. Ihr Gesicht verlor das Finstre, aber etwas Unmuth blieb darauf doch zurück. Amalie suchte durch ein liebreiches, reuevolles Betragen diesen Ueberrest von Mißmuth zu verscheuchen; allein es gelang ihr nicht. Die Mutter sprach diesen Tag nur wenig mit ihr, und zeigte sich gegen sie ziemlich kalt. Als Amalie Abends zu Bette gehen wollte, both sie der

Mutter eine gute Nacht, und als diese sie kalt erwiderte, stürzte Amalie an die Brust der Mutter, und weinte laut vor Schmerz. Liebe, liebe Mutter! rief sie, laß mich nicht zu Bette gehen, ohne daß du mir vergeben hast, damit ich morgen mit dem Gedanken aufstehen kann, daß du mich noch immer liebest.

Dieß rührte die Mutter. Sie küßte Amalien mit mütterlicher Zärtlichkeit und sagte die wenigen, aber trostvollen Worte: Es sey dir verziehen, liebe Tochter! ich will dich wieder wie zuvor lieb haben. —

Getröstet und mit heitrer Seele legte sich nun Amalie zu Bette, und hatte einen süßen Schlaf.

Nach geraumer Zeit äußerte sich Amaliens Leichtsinn auf eine andere Weise. Ihr kleiner Bruder hatte einen großen Ziegenbock, der Hannibal hieß, und ihm zuwei-

len statt eines Reitpferdes diente. Eines Tages war Amalie sehr lustig und dabey leichtsinnig. Es fiel ihr Hannibal ein, und sie kam auf den Gedanken, mit ihm einen Spazierritt zu machen. Sie lief mit ihren Freundinnen, die bey ihr zum Besuche waren, in den Hof, wo der Ziegenbock eben gravitätisch herumspazierte, nahm ihn bey den Hörnern, und führte ihn heraus. Zur großen Belustigung aller, setzte sie sich auf ihn, und trabte mit ihm fort. Die Freundinnen liefen ihr nach.

Bald kam auch Wipps, ein kleiner, weißer Spitz daher gerannt. Als er den Hannibal erblickte, fing er an zu bellen. Dieß setzte den Ziegenbock in Angst. Er fing an zu galoppiren. Amalien wurde es bange. Als er den Kopf steif in die Höhe hob, wollte sie ihn schnell bey den Hörnern fassen, verlor aber dabey das Gleichgewicht,

und fiel beynahe herab. Hannibal rannte durch dick und dünn. In der Nähe standen Dornengebüsche. Durch diese nahm er seinen Weg. Amalie wurde von den Dornen blutig zerkratzt. Endlich rannte er an einem Steinhaufen hinauf; Amalie purzelte hinunter, und fiel mit der Nase stark auf einen Stein, daß sie zu bluten anfing. Ihre Freundinnen, die ihr lachend nachgefolgt waren, führten sie nach Hause, wo sie von ihrem Bruder ein klein Bißchen ausgelacht, und von ihrer Mutter, ihres Leichtsinnes wegen, getadelt wurde.

Ein andermahl bath Amalie die Mutter, ihr doch zu erlauben, einen großen Kuchen, der bey einem Nachbar, einem Bäcker, gebacken und am Pfingstfeste verzehrt werden sollte, hinzutragen. Die Mutter erlaubte es ihr, bath sie aber, aufmerksam zu seyn, damit er ihr nicht entfalle.

Amalie kam zum Nachbar. Im Vorhause standen mehrere Tische, auf die sie den Kuchen bequem hinstellen konnte. Allein darauf merkte sie nicht. Leichtsinnig setzte sie ihn auf die Erde hin, und noch leichtsinniger lief sie fort in den Garten, der dicht am Hinterhause lag, um dort mit den Töchtern des Bäckers zu sprechen. Bald hörte sie in dem Vorhause ein starkes Gegrunze. Jetzt fiel ihr der Kuchen ein, den sie bereits ganz vergessen hatte. Sie sprang schnell aus dem Garten, und eilte in das Haus. Wie sehr erschrak sie über das, was sie hier sah! Eine Sau war mit ihren Ferkeln ins Haus gekommen, und eben im Begriff, sich den Kuchen wohlschmecken zu lassen.

Huschhuschhusch! rief Amalie voll Angst, aber das Thier riß schnell ein Stück von dem Kuchen weg, und die Jungen tanzten darauf nach Lust herum. Nun war es mit

Amalien drängten sich während des Gesanges Freudenthränen ins Auge. Wer hat wohl dieses schöne Lied gemacht? fragte sie am Ende des Gesanges.

Eine achtungswürdige Deutsche Dichterinn, antwortete die Mutter; Caroline Rudolphi heißt sie.

Amalie fragte, ob ihre Mutter von dieser lieben Dichterinn nichts weiter sagen könnte. Die Mutter nahm Amalien bey der Hand, und sprach: Caroline Rudolphi lebt noch, und findet Vergnügen in dem Geschäfte, Mädchen zu unterrichten, und zu erziehen; ihren Verstand zu bilden, und ihr Herz zu veredlen. Wenn wir einmahl nach Heidelberg kommen sollten, so würde ich dich zu ihr hinführen, da könntest du sie von Person kennen lernen; denn sie lebt in dieser Stadt, und leitet dort eine Mädchen-Erziehungsanstalt. Sonst wohnte

sie in Hamburg. Sie hat viele schöne Lieder gedichtet, die du alle nach und nach kennen lernen sollst. Aber wenn sie auch nichts gedichtet hätte: so würde ich sie doch herzlich lieb haben. Man hat mir von ihr so viel Schönes und Gutes erzählt, daß ich sie recht sehr schätze und liebe; und ich wünschte wohl, die gute Selli (so wird sie gewöhnlich von ihren Pflegetöchtern genannt) persönlich kennen zu lernen.

Mit Aufmerksamkeit hörte Amalie auf jedes Wort, das ihr die Mutter über Caroline Rudolphi sagte. Der Vorsatz, ein edles Mädchen zu werden, bemächtigte sich ihrer Seele. Die Mutter drückte sie ans Herz, und sagte ihr leise die Worte ins Ohr: besonders mußt du, liebe Amalie, dir den Leichtsinn abgewöhnen.

Daß will ich gewiß, versetzte die bewegte Tochter.

Man stand auf, und ging weiter. In Liebe und mit heiterer Seele feyerte man diesen schönen Tag in Gottes reitzender Natur. Vergnügt kehrte man des Abends nach Hause zurück. Man blieb bis zehn Uhr wach. Da ging am östlichen Himmel der Mond auf. Alle sahen ihn mit stiller Freude emporsteigen. Amaliens Mutter setzte sich ans Clavier. Kinder, sagte sie, Gott gebe der guten Caroline Rudolphi einen freundlichen Abend! Kommt her, wir wollen ein schönes Lied an den Mond anstimmen, das sie gedichtet hat. Heiter stellten sich die Kinder an die Seite der geliebten Mutter, und sangen:

Im stillen heitern Glanze
Tritt er so sanft einher!
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmückt als er? ꝛc.

Aus Amalie ward das edelste Mädchen, sie ließ ihren Leichtsinn ganz. Vieles hast Du dazu beygetragen, gute, liebenswürdige Caroline Rudolphi!

V.

„Nur nicht Judith!“

Ernst hatte ein Schwesterchen bekommen. Dieß machte ihm große Freude. Vergnügt lief er im Hause herum, und rief: Ich habe eine kleine Schwester bekommen! ich habe eine kleine Schwester bekommen!

Sein Vater kam dazu, und freute sich über die Freude des kleinen Ernst.

Lieber Vater! sprach Ernst, jetzt soll es mir bald besser gehen! Jetzt bin ich nicht mehr allein; ich habe eine Schwester; die wird bald groß, und spielt mit mir, springt

mit mir auf die Wiese und pflückt Blumen, an den Teich und füttert die Fische, in den Wald und sammelt Beeren. Das soll eine Lust geben, Vater!

Einen Tag darauf sollte die kleine Schwester in der Kirche getauft werden. Der Vater erklärte Ernsten, was bey der Taufe zu geschehen pflege. Deine Schwester, sagte er, wird dabey einen Nahmen bekommen.

So? rief Ernst. O sag' es mir, lieber Vater, wie soll sie heißen?

Wie sie heißen soll? sagte der Vater. Wahrscheinlich — —

Ach, nur nicht Judith! nur nicht Judith! rief in einem bittenden Tone der kleine Ernst.

Der Vater verwunderte sich darüber. Gefällt dir denn der Nahme Judith nicht, mein Sohn? fragte er.

Ich mag ihn nicht leiden! rief Ernst.

Ich möchte wohl wissen, warum du ihn nicht leiden magst? sprach der Vater; du hattest doch immer Nachbars Judith lieb.

Ach, lieber Vater, sagte Ernst, die ist eben die Ursache, warum ich den Nahmen nicht leiden mag. Ich will dir alles sagen. — Sonst hatte ich die Judith immer recht gern; sie war so sanft und still und freundlich. Jetzt ist sie es aber nicht mehr. Denke nur, neulich baute ich an meinem Hause; da kam sie heimlich herbey geschlichen, und zupfte mich an den Haaren. Ich drehe mich um, und sage: Judith, das ist recht unartig von dir. Da wird sie böse, lacht mir ins Gesicht, und heißt mich eine falsche Katze.

Das ist nicht fein, sprach der Vater! Aber vielleicht war es nicht so böse gemeint?

Nein, lieber Vater! es war wirklich böse gemeint; das konnt' ich ihr deutlich ansehen. Seit der Zeit macht sie sich über mich oft lustig. Erst heute noch ging ich bey ihrem Hause vorbey, sie stand am Fenster, und machte mir häßliche Fratzen zu; dann rief sie zwey andere Mädchen herbey, machte einen Katzenbuckel, und lachte mich aus.

Das wäre sehr unartig von ihr, sprach der Vater; du bist doch immer so gefällig gegen sie gewesen.

Ja, sieh, Vater, versetzte Ernst, und Thränen traten ihm in die Augen, wenn ich ihr nicht immer so gut gewesen wäre, so würde mich ihr unartiges Betragen nicht so schmerzen; aber daß sie so undankbar —

Ernst konnte nicht weiter. Sein gutes Herz war zu gerührt. Der Vater suchte ihn zu beruhigen.

Ach, wenn das nur alles wäre! fuhr Ernst fort; aber Judith hat noch mehr gethan, was unrecht und häßlich ist. Du weißt, Vater! wie sehr sie Herr Ehrmann, ihr Lehrer, immer liebte. Was er ihr nur an den Augen ansah, das that er ihr zu Gefallen; kam ihr Geburtstag, so schenkte er ihr etwas; ging er in die Stadt, so brachte er seiner lieben Judith, wie er sie nannte, immer etwas mit; beging sie einen Fehler, so machte er sie sanft und liebreich darauf aufmerksam, kurz, er erwies ihr alle Liebe und Freundschaft. Und, denke nur, Judith ist dafür so undankbar, daß sie vor kurzem ihren Lehrer recht mit Absicht auf eine häßliche Art zu kränken sucht. Es war ein schöner Tag. Herr Ehrmann will Judithen eine Freude machen, und geht mit ihr und einer ihrer Freundinnen in den Wald spazieren. Hier wird

Judith sehr wild, balgt sich mit der Freundinn, und führt unanständige Reden. Der Lehrer ermahnt sie liebreich, dieß zu unterlassen. Aber Judith achtet nicht darauf, und treibt ihre Unarten immer weiter. Da wird Herr Ehrmann unwillig und sagt, daß ein so unbescheidenes Betragen einem Mädchen zur Schande gereiche. Da hätte man nun denken sollen, Judith werde sich tief in die Seele schämen. Aber, nein! sie schämte sich nicht; sondern guckte ihre Freundinn seitwärts an und lachte in Einem fort. Man sah es Herrn Ehrmann deutlich an, daß ihm dieß innerlich sehr wehe that.

Das wäre ja ein häßliches Mädchen, wenn dieß alles wahr wäre; sagte der Vater. Ich kann mir nichts häßlicheres vorstellen, als wenn ein Kind derjenigen spottet, die ihm Gutes erwiesen haben. Wenn dieß vollends ein Kind gegen seinen Lehrer

thut — ey, pfui! das kann kein guter Mensch lieb haben. Und wenn ein Kind sich über seine Fehler nicht mehr schämen kann, ach, das ist dann ein verächtliches Geschöpf! Das fühlst du wohl, mein lieber Sohn! O mache dich nie durch solche böse Unarten verächtlich. Sey immer dankbar gegen die, die dir Gutes erweisen, besonders gegen deine Eltern und Lehrer.

Ernst ergriff des Vaters Hand und küßte sie. Nicht wahr, Vater! meine kleine Schwester soll nicht Judith heißen? sagte er. Ach, wenn sie diesen Namen bekommt, so wird sie mich immer an Nachbars Judith erinnern, und das wird mich betrüben.

Mein lieber Sohn, versetzte der Vater, weil Nachbars Judith ein schlechtes Mädchen ist: so mußt du nicht gleich auf den Nahmen „Judith“ zürnen. Der ist ganz

unschuldig. Auf den Nahmen kommt es nicht an. Es gibt in der Welt, in Lübeck, Hamburg, Berlin, Petersburg, Koppenhagen, Frankfurt, Neu-Wied, Altona, Leipzig, Nürnberg, Wien, Preßburg, Oedenburg, Dresden, Prag, Coburg, Erfurt und anderwärts gewiß so manches gute, edle Mädchen, das Judith heißt. Du bist ein guter Ernst, aber vielleicht gibt es hie und da auch einen schlimmen Ernst; sollte man aber deßhalb auf den Nahmen Ernst böse werden?

Ernst schwieg. Seine kleine Schwester wurde getauft. Sie erhielt den Nahmen Louise Wilhelmine. Darüber hüpfte Ernst vor Freude. „Wenn sie nur nicht Judith heißt! rief er; denn Nachbars unartige Judith mag ich durchaus nicht leiden!“

VI.

„Es ist Ernst!"

Bald darauf fuhr Herr Sommerthal — so hieß Ernstens Vater — in eine nahe Stadt. Ernst bath ihn, daß er ihn mitnehmen sollte. Der Vater erfüllte seine Bitte.

Nach zwey Stunden kam man in der Stadt an. Hier stiegen Vater und Sohn in dem Gasthofe „zum Eichhorn" ab, und gingen bald darauf aus, um einen Freund zu besuchen.

Als sie auf den Mark kamen, sahen sie einen Zusammenlauf von Kindern, Kna-

ben und Mädchen. Auch hörten sie ein kläg-liches Geschrey.

Was mag da vorgefallen seyn? sagte Herr Sommerthal; komm', Ernst, wir wollen zusehen, vielleicht können wir helfen.

Sie kamen bald auf den Platz, wo der Haufe von Kindern stand. Hier sahen sie in der Mitte ein sechsjähriges Mädchen, dem das Blut sehr stark aus der Nase lief. Die Kleider desselben waren voll Blutflecke.

Sey still, liebe Judith! sagte ein grös-seres Mädchen, es hat nichts zu bedeuten, das Blut wird bald aufhören zu laufen.

Das blutende Mädchen wurde nun stil-ler. Man fragte es, was ihm begegnet sey. Schluchzend gab es zur Antwort: Ich kom-me von meiner Großmutter; — da begeg-net mir Hillers Ernst, — hält mir das eine Bein vor, so daß ich hier auf den Stein falle; ach, mein Kopf! mein Kopf!

„Es ist Ernst!“ rief einer von den Knaben. „Es ist Ernst!“ riefen auch die andern. „Der macht lauter dumme Streiche!“

Diese Worte fielen dem kleinen Ernst Sommerthal aufs Herz. Er schlug die Augen nieder, ergriff den Vater bey der Hand, und gab ihm zu verstehen, daß er weiter gehen sollte.

Die kleine blutende Judith wurde zu einem Brunnen geführt, wo sie ihr Gesicht wusch, und dann zu ihren Eltern ging.

Nun, was denkst du dir bey dieser Geschichte, mein Sohn? fragte Herr Sommerthal den kleinen Ernst, der ganz still und ernst neben ihm einherschritt.

Das ist ein häßlicher Bube, der Ernst Hiller! sagte er. Daß er Ernst heißen muß! Wie ärgert mich das!

Das darf dich nicht im geringsten ärgern, mein Sohn! versetzte der Vater. Auf den Nahmen kommt es bey einem Menschen nicht an, sondern auf das, was er thut. Das mußt du nun wohl einsehen. Wenn man auf den Nahmen Ernst böse würde, weil ein leichtsinniger Knabe so heißt; wenn man dich, weil du auch Ernst heißest, deßhalb nicht leiden könnte, wäre das nicht unrecht? würde dich das nicht schmerzen?

Ernst konnte nichts dagegen sagen; aber unangenehm blieb es ihm doch, daß ein so unbesonnener Knabe, wie Hiller, Ernst hieß.

der an, zu kickern; Gerthrude fiel das Glas aus der Hand, und ihr feines weißes Kleid von Mousselin wurde übel zugerichtet. Dies erschreckte sie so sehr, daß sie zu weinen anfing; doch bald ging das Lachen wieder an, und Gerthrude weinte und lachte nun zugleich in einem Athem.

Herr Hill, der es wohl merkte, daß über ihn gelacht werde, wurde endlich der Sache überdrüßig, und da seine Vorstellungen nichts halfen, sah er sich genöthigt, die beyden Thörinnen wieder nach Hause zu schicken.

Als Gerthrudens Mutter das befleckte Kleid ihrer Tochter erblickte, fragte sie, wie sie zu den Flecken gekommen sey, und schloß aus ihrer Erzählung sogleich, daß sie sich bey Herrn Hill unartig betragen habe. Du hast gewiß, sagte sie, wieder stark gelacht?

Gerthrude läugnete es nicht und sprach: Wir konnten uns des Lachens unmöglich enthalten, denn auf Herrn Hills Kinn hatte sich eine große Schmeißfliege gesetzt, die so aussah, als ein Schönpflästerchen. Gar komisch sah es aus!

Die Mutter schüttelte den Kopf. Wieder eine nichtswürdige Kleinigkeit, worüber du gelacht hast, sagte sie. Sage mir nur Gerthrude, was man zu deinem läppischen Wesen denken wird? Herr Hill, dieser brave, verständige Mann, wird dich nun für eine Thörin halten. Wer weiß wie sehr du ihn beleidigt hast.

Es war gar nicht böse gemeint, versetzte Gerthrude, und wollte dadurch ihren begangenen Fehler entschuldigen.

Ich will es dir gerne glauben, erwiederte die Mutter, daß es nicht böse gemeint war; aber es hat doch den Schein davon,

und der gute Mensch sucht auch den Schein des Bösen zu vermeiden. Du willst durch dein Lachen allerdings nicht beleidigen, aber viele werden sich doch für beleidigt halten, und dir im Herzen gram werden. Kann dir das Freude machen? Sollte dich nicht der Gedanke: durch mein Lachen kann dieser und jener leicht gekränkt werden, von deiner Unart abhalten?

Nach einigen Wochen gab Herr Hill in seinem Hause einen Familienball, und lud mehrere junge Mädchen dazu. Gerthrude zweifelte nicht daran, daß er sie auch dazu bitten werde. Aber sie irrte sich. Ihre Eltern wurden zwar zu dem Feste eingeladen, sie aber nicht. Das ging ihr sehr zu Herzen. Als ihre Mutter ihr dann erzählte, wie sehr schön und fröhlich es bey dem Balle zugegangen sey, fing sie an, vor Unmuth zu weinen. Liebe Tochter, sagte die Mut-

ter, ich sehe, es schmerzt dich, daß du nicht auch Theil an dem Vergnügen nehmen konntest. Aber schreibe dies dir selbst zu. Du hast letzthin Herrn Hill durch dein albernes Lachen beleidigt; er hat es mir mit Bedauern erzählte.

Gerthrude sah nun wohl ein, daß sie durch ihre Unart andern und sich nur Verdruß mache; aber den Fehler konnte sie nicht lassen, bis endlich sich ein Vorfall ereignete, der einen so starken Eindruck auf sie machte, daß sie von nun an sich alle Mühe gab, ihre Unart sich abzugewöhnen.

Eines Tages hatte sie eine Freundinn besucht. Auf dem Wege nach Hause erblickte sie in einer Straße einen Zusammenlauf von vielen Menschen. Sie begab sich auch hin, um nachzusehen, was es gebe. Sie fand mitten unter dem Haufen einen unglücklichen Mann, der die Harfe spielte und da-

zu sang. Alle Umstehenden wurden gerührt; nur Gerthrude nicht. Als er zu einer Stelle des Liedes kam, fielen ihm Thränen aus den Augen, und er konnte kaum weiter singen. Das Gesicht, das er dabey machte, kam Gerthruden so sonderbar vor, daß sie laut zu lachen anfing. Der Harfenspieler sah dies, und sagte in rührendem Tone zu ihr: Spotten Sie meines Unglücks nicht, kleine Mamselle!

Diese Worte setzten Gerthruden in Verlegenheit. Sie wurde im ganzen Gesichte blutroth. Die Umstehenden sahen alle auf sie, und murrten über ihr anstößiges Betragen. Das schnippische Ding! sagten einige, es will über das Elend des guten Mannes spotten! Die Ungezogene! sprachen andere, jagt sie von hier fort!

Gerthrude hielt es für das rathsamste, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie schlich

sich eiligst davon. Aber einige Straßenjungen folgten ihr nach und lachten und neckten sie. Einer trieb es sogar so weit, daß er ihr eine Menge Kletten auf den Rücken warf, worüber die andern in ein lautes Gelächter ausbrachen. Sie drohte ihnen zornig, aber die muthwilligen Jungen spotteten ihrer Drohungen, und riefen: Dort geht Jungfer Sybille, bille! bille! Sybille! kann hübsch über arme Leute lachen; sieht dann aus wie ein miauendes Kätzchen. Nur tapfer drauf losmarschirt, Sybillchen! Eins, zwey, drey! halt! Brust heraus! Bauch herein! Präsentirt das Gewehr! schlagt an! gebt Feuer!

Mit einem solchen bittern Spotte verfolgten die ausgelassenen Jungen die angstvolle Gerthrude ein weites Stück. Sie fing an zu weinen. Eine alte Frau, die ihr und ihren Verfolgern entgegen kam, und hörte, daß man sie Sybille nenne, sagte

zu den letztern: Ihr seyd nicht klug, das ist ja Mamsell Gerthrude.

Nun ging das Gelächter erst recht an. Ja, ja! rief einer, sie verdient die Gerthe und die Ruthe! Ein andermahl kann sie sich die Lust vergehen lassen, unglückliche Menschen auszulachen.

Wie sehr freute sich Gerthrude, als sie das Haus ihrer Eltern erreichte. Weinend klagte sie diesen ihre erlittene Schmach. Ernsthaft sagte darauf ihr Vater: Liebe Tochter! du beklagst dich darüber, daß sich andere über dich lustig gemacht haben. Das war unrecht von ihnen. Aber wie oft hast du dasselbe gethan! wie oft hast du über andere gelacht, und sie dadurch gekränkt! Du fühlst nun jetzt selbst, wie unrecht, wie schmerzlich dieses ist! Benutze diesen Vorfall zu deinem Besten und ändere dich. Was

du nicht willst, daß dir andere Leute thun sollen, das thu' ihnen auch nicht.

Gerthrude weinte noch lange über das, was ihr widerfahren war. Mit Vergnügen bemerkten bald ihre Eltern, daß sie seit dieser Zeit in ihrem Betragen immer vorsichtiger, besonnener, gesetzter und anständiger wurde, und sich endlich die häßliche Unart, über jede Kleinigkeit zu lachen, ganz abgewöhnte. Wie viel liebenswürdiger war sie jetzt!

IV.

Die Leichtsinnige.

„Da, liebe Mutter, eine schöne Blume für dich! Ich habe sie am Teiche für dich gepflückt. Du hast die Butterblumen so gern! diese hier ist prächtig! es ist die schönste, die ich je gesehen habe!"

Und die willst du mir geben, liebe Amalie? sagte die Mutter. Ich danke! Die Blume ist wirklich schön! Nimm einen Kuß dafür!

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und küßte sie herzlich. Amalie aber schmiegte

sich innig ans mütterliche Herz, und war heiter und selig an diesem guten Herzen, voll Sanftmuth und Liebe.

Nun, meine Tochter, sagte die Mutter, wo sind die Erdbeeren? hast du keine gekauft?

Nein, liebe Mutter, antwortete Amalie, und lächelte heimlich die Mutter an.

Warum denn nicht? fragte diese. — Was siehst du mich so lächelnd an?

Amalie wollte mit der Sprache nicht heraus, aber da die Mutter in sie drang, ihr zu sagen, warum sie keine Erdbeeren gekauft habe, gestand sie endlich, sie habe das Geld, wofür sie Beeren kaufen sollte, einem armen blinden Manne geschenkt, der ihr auf dem Wege begegnet wäre.

Da hast du Recht daran gethan, liebe Tochter, sagte die Mutter. Nothdürftige soll der gute Mensch unterstützen, auch wenn

er dabey sich selbst etwas abbrechen muß. O meine Amalie, du hast viel Anlage zum Guten; glaube mir, ich freue mich oft herzlich darüber; ach wenn nur etwas — etwas nicht wäre!

Amalie sah die Mutter zärtlich an, streichelte ihr das Gesicht, und sagte mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit: Ich weiß wohl, liebe Mutter, worauf du zielest — rede nur nicht weiter — es thut mir nicht wohl, wenn du mich tadelst. O wie lieb, wie lieb hab' ich dich!

Sie küßte ihre Mutter, und die Mutter schwieg.

Amalie war ein gutes Mädchen, nur zuweilen sehr leichtsinnig; das war der Fehler, auf welchen die Mutter hindeutete. Böse meinte sie es nie mit ihrem Leichtsinne, aber sie richtete damit doch manchen Schaden an, machte sich und andern damit Verdruß, und

brachte sich in den Verdacht eines schlimmen Mädchen.

Ihre Mutter hatte einen Bruder, den sie ungemein liebte. Den ersten May feyerte er seinen Geburtstag. Schon mehrmals hatte er gewünscht, etwas aus der Meißner Porcellain-Fabrik zu besitzen, und die gute Schwester hatte daher heimlich ein schönes Schreibzeug von Porcellain aus Meissen kommen lassen, um ihm am ersten May ein Geschenk damit zu machen. Amalie sollte die Ueberbringerinn seyn. Sie nahm das Schreibzeug und ging damit fort. Tochter! sagte die Mutter zu ihr, gib nur hübsch Acht, daß du es nicht zerbrichst.

Das soll nicht geschehen, liebe Mutter, versetzte Amalie, und ging zum Oncle.

Auf dem Wege hörte Amalie einen Mann pfeifen, der Haderlumpen für einen Papiermacher sammelte, und dafür Nadeln

und kleine bleyerne Ringe gab. Es liefen viele Kinder zu ihm, und brachten ihm Lumpen. Amalie wünschte auch dabey zu seyn. Sie ging hin, und drängte sich durch den Haufen Kinder, die um den Hadermann standen. Sie vergaß ganz, daß sie ein theures und zerbrechliches Schreibzeug unter dem Arme trug, und daß die Mutter sie gebeten habe, Acht darauf zu geben. Ihr Leichtsinn ließ sie daran nicht denken. Sie griff mit einer Hand nach einem Briefe Stecknadeln. Paff! da lag das Schreibzeug auf dem gepflasterten Boden. Amalie fuhr vor Schrecken zusammen. Sie blickte traurig nach der Erde hin, untersuchte das Schreibzeug, und fand, zu ihrer Bestürzung, daß es in mehrere Stücke zerbrochen war. Da traten ihr die Thränen in die Augen, sie rang die Hände, hob die Stücke auf, und kehrte schluchzend zu ihrer Mutter zurück.

Die Mutter machte ein finstres Gesicht. Da hast du mich und meinen Bruder, sagte sie, durch deinen Leichtsinn um eine große Freude gebracht; denn das will ich nicht einmahl in Anschlag bringen, daß das Schreibzeug 3 Louisd'or gekostet hat.

Amalie weinte, fiel der Mutter um den Hals, und bath sie um Verzeihung. Nimm alles, sagte sie, was in meinem Sparkästchen ist — nur sey nicht böse auf mich, ich will nie wieder so leichtsinnig seyn.

Die Mutter schwieg. Ihr Gesicht verlor das Finstre, aber etwas Unmuth blieb darauf doch zurück. Amalie suchte durch ein liebreiches, reuevolles Betragen diesen Ueberrest von Mißmuth zu verscheuchen; allein es gelang ihr nicht. Die Mutter sprach diesen Tag nur wenig mit ihr, und zeigte sich gegen sie ziemlich kalt. Als Amalie Abends zu Bette gehen wollte, both sie der

Mutter eine gute Nacht, und als diese sie kalt erwiderte, stürzte Amalie an die Brust der Mutter, und weinte laut vor Schmerz. Liebe, liebe Mutter! rief sie, laß mich nicht zu Bette gehen, ohne daß du mir vergeben hast, damit ich morgen mit dem Gedanken aufstehen kann, daß du mich noch immer liebest.

Dieß rührte die Mutter. Sie küßte Amalien mit mütterlicher Zärtlichkeit und sagte die wenigen, aber trostvollen Worte: Es sey dir verziehen, liebe Tochter! ich will dich wieder wie zuvor lieb haben. —

Getröstet und mit heitrer Seele legte sich nun Amalie zu Bette, und hatte einen süßen Schlaf.

Nach geraumer Zeit äußerte sich Amaliens Leichtsinn auf eine andere Weise. Ihr kleiner Bruder hatte einen großen Ziegenbock, der Hannibal hieß, und ihm zuwei-

len statt eines Reitpferdes diente. Eines Tages war Amalie sehr lustig und dabey leichtsinnig. Es fiel ihr Hannibal ein, und sie kam auf den Gedanken, mit ihm einen Spazierritt zu machen. Sie lief mit ihren Freundinnen, die bey ihr zum Besuche waren, in den Hof, wo der Ziegenbock eben gravitätisch herumspazierte, nahm ihn bey den Hörnern, und führte ihn heraus. Zur großen Belustigung aller, setzte sie sich auf ihn, und trabte mit ihm fort. Die Freundinnen liefen ihr nach.

Bald kam auch Wipps, ein kleiner, weißer Spitz daher gerannt. Als er den Hannibal erblickte, fing er an zu bellen. Dieß setzte den Ziegenbock in Angst. Er fing an zu galoppiren. Amalien wurde es bange. Als er den Kopf steif in die Höhe hob, wollte sie ihn schnell bey den Hörnern fassen, verlor aber dabey das Gleichgewicht,

und fiel beynahe herab. Hannibal rannte durch dick und dünn. In der Nähe standen Dornengebüsche. Durch diese nahm er seinen Weg. Amalie wurde von den Dornen blutig zerkratzt. Endlich rannte er an einem Steinhaufen hinauf; Amalie purzelte hinunter, und fiel mit der Nase stark auf einen Stein, daß sie zu bluten anfing. Ihre Freundinnen, die ihr lachend nachgefolgt waren, führten sie nach Hause, wo sie von ihrem Bruder ein klein Bißchen ausgelacht, und von ihrer Mutter, ihres Leichtsinnes wegen, getadelt wurde.

Ein andermahl bath Amalie die Mutter, ihr doch zu erlauben, einen großen Kuchen, der bey einem Nachbar, einem Bäcker, gebacken und am Pfingstfeste verzehrt werden sollte, hinzutragen. Die Mutter erlaubte es ihr, bath sie aber, aufmerksam zu seyn, damit er ihr nicht entfalle.

Amalie kam zum Nachbar. Im Vorhause standen mehrere Tische, auf die sie den Kuchen bequem hinstellen konnte. Allein darauf merkte sie nicht. Leichtsinnig setzte sie ihn auf die Erde hin, und noch leichtsinniger lief sie fort in den Garten, der dicht am Hinterhause lag, um dort mit den Töchtern des Bäckers zu sprechen. Bald hörte sie in dem Vorhause ein starkes Gegrunze. Jetzt fiel ihr der Kuchen ein, den sie bereits ganz vergessen hatte. Sie sprang schnell aus dem Garten, und eilte in das Haus. Wie sehr erschrak sie über das, was sie hier sah! Eine Sau war mit ihren Ferkeln ins Haus gekommen, und eben im Begriff, sich den Kuchen wohlschmecken zu lassen.

Huschhuschhusch! rief Amalie voll Angst, aber das Thier riß schnell ein Stück von dem Kuchen weg, und die Jungen tanzten darauf nach Lust herum. Nun war es mit

dem schönen Kuchen, auf welchen sich Amalie, die das Backwerk liebte, schon so sehr gefreut hatte, aus. Ihre Mutter mußte ihr wieder einige harte Worte sagen, und so verdarb sie sich und andern durch ihren Leichtsinn nur die frohe Laune.

Zu Ende des darauf folgenden Winters wäre Amalie beynahe das Opfer ihrer Leichtfertigkeit geworden. In der Nähe ihres Hauses floß ein schmales, aber tiefes Flüßchen vorbey. Es war mit Eis bedeckt, doch war dieses schon sehr schwach, und konnte keinen Menschen mehr tragen. Dieß wußte Amalie sehr wohl, und doch war sie eines Tages so leichtsinnig, auf das Eis zu treten, und immer weiter zu gehen. Einige Schritte vom Ufer knackte es, brach ein, und Amalie sank fast unter. Sie erhob ein Nothgeschrey. Zu ihrem Glück befand sich ein armer, alter Mann in der Nähe, der

ihr nachsprang, und sie von ihrem Untergange rettete. Die Erkältung zog ihr übrigens eine schwere Krankheit zu, an der sie einige Wochen elend danieder lag. Mit dem Frühlinge kehrte ihre Kraft wieder, und ihre Mutter beschloß, Amaliens Geburtstag, der auf den zehnten May fiel, mit der Wiedergenesenen in der freyen Luft zu feyern.

Mit frühem Morgen verließen sie das Haus, und wandelten mit langsamen Schritten einem kleinen Walde zu. An einem sanften Hügel setzten sie sich nieder. Es war ein stiller, warmer und schöner Morgen. Die freundliche Sonne lächelte sie an. Amalie schmiegte sich an die Mutter, ihr Bruder an beyde. Zur Andacht gestimmt, sangen sie das Lied: Der Frühlingsmorgen.

Er kommt, er kommt in seiner Pracht!
Empfangt ihn, Menschen, und erwacht!
Eilt, seine Herrlichkeit zu sehn,
Und laßt euch seinen Hauch umwehn. ꝛc.

Amalien drängten sich während des Gesanges Freudenthränen ins Auge. Wer hat wohl dieses schöne Lied gemacht? fragte sie am Ende des Gesanges.

Eine achtungswürdige Deutsche Dichterinn, antwortete die Mutter; Caroline Rudolphi heißt sie.

Amalie fragte, ob ihre Mutter von dieser lieben Dichterinn nichts weiter sagen könnte. Die Mutter nahm Amalien bey der Hand, und sprach: Caroline Rudolphi lebt noch, und findet Vergnügen in dem Geschäfte, Mädchen zu unterrichten, und zu erziehen; ihren Verstand zu bilden, und ihr Herz zu veredlen. Wenn wir einmahl nach Heidelberg kommen sollten, so würde ich dich zu ihr hinführen, da könntest du sie von Person kennen lernen; denn sie lebt in dieser Stadt, und leitet dort eine Mädchen-Erziehungsanstalt. Sonst wohnte

sie in Hamburg. Sie hat viele schöne Lieder gedichtet, die du alle nach und nach kennen lernen sollst. Aber wenn sie auch nichts gedichtet hätte: so würde ich sie doch herzlich lieb haben. Man hat mir von ihr so viel Schönes und Gutes erzählt, daß ich sie recht sehr schätze und liebe; und ich wünschte wohl, die gute Selli (so wird sie gewöhnlich von ihren Pflegetöchtern genannt) persönlich kennen zu lernen.

Mit Aufmerksamkeit hörte Amalie auf jedes Wort, das ihr die Mutter über Caroline Rudolphi sagte. Der Vorsatz, ein edles Mädchen zu werden, bemächtigte sich ihrer Seele. Die Mutter drückte sie ans Herz, und sagte ihr leise die Worte ins Ohr: besonders mußt du, liebe Amalie, dir den Leichtsinn abgewöhnen.

Daß will ich gewiß, versetzte die bewegte Tochter.

Man stand auf, und ging weiter. In Liebe und mit heiterer Seele feyerte man diesen schönen Tag in Gottes reitzender Natur. Vergnügt kehrte man des Abends nach Hause zurück. Man blieb bis zehn Uhr wach. Da ging am östlichen Himmel der Mond auf. Alle sahen ihn mit stiller Freude emporsteigen. Amaliens Mutter setzte sich ans Clavier. Kinder, sagte sie, Gott gebe der guten Caroline Rudolphi einen freundlichen Abend! Kommt her, wir wollen ein schönes Lied an den Mond anstimmen, das sie gedichtet hat. Heiter stellten sich die Kinder an die Seite der geliebten Mutter, und sangen:

Im stillen heitern Glanze
Tritt er so sanft einher!
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmückt als er? ꝛc.

Aus Amalie ward das edelste Mädchen, sie ließ ihren Leichtsinn ganz. Vieles hast Du dazu beygetragen, gute, liebenswürdige Caroline Rudolphi!

V.

„Nur nicht Judith!“

Ernst hatte ein Schwesterchen bekommen. Dieß machte ihm große Freude. Vergnügt lief er im Hause herum, und rief: Ich habe eine kleine Schwester bekommen! ich habe eine kleine Schwester bekommen!

Sein Vater kam dazu, und freute sich über die Freude des kleinen Ernst.

Lieber Vater! sprach Ernst, jetzt soll es mir bald besser gehen! Jetzt bin ich nicht mehr allein; ich habe eine Schwester; die wird bald groß, und spielt mit mir, springt

mit mir auf die Wiese und pflückt Blumen, an den Teich und füttert die Fische, in den Wald und sammelt Beeren. Das soll eine Lust geben, Vater!

Einen Tag darauf sollte die kleine Schwester in der Kirche getauft werden. Der Vater erklärte Ernsten, was bey der Taufe zu geschehen pflege. Deine Schwester, sagte er, wird dabey einen Nahmen bekommen.

So? rief Ernst. O sag' es mir, lieber Vater, wie soll sie heißen?

Wie sie heißen soll? sagte der Vater. Wahrscheinlich — —

Ach, nur nicht Judith! nur nicht Judith! rief in einem bittenden Tone der kleine Ernst.

Der Vater verwunderte sich darüber. Gefällt dir denn der Nahme Judith nicht, mein Sohn? fragte er.

Ich mag ihn nicht leiden! rief Ernst.

Ich möchte wohl wissen, warum du ihn nicht leiden magst? sprach der Vater; du hattest doch immer Nachbars Judith lieb.

Ach, lieber Vater, sagte Ernst, die ist eben die Ursache, warum ich den Nahmen nicht leiden mag. Ich will dir alles sagen. — Sonst hatte ich die Judith immer recht gern; sie war so sanft und still und freundlich. Jetzt ist sie es aber nicht mehr. Denke nur, neulich baute ich an meinem Hause; da kam sie heimlich herbey geschlichen, und zupfte mich an den Haren. Ich drehe mich um, und sage: Judith, das ist recht unartig von dir. Da wird sie böse, lacht mir ins Gesicht, und heißt mich eine falsche Katze.

Das ist nicht fein, sprach der Vater! Aber vielleicht war es nicht so böse gemeint?

Nein, lieber Vater! es war wirklich böse gemeint; das konnt' ich ihr deutlich ansehen. Seit der Zeit macht sie sich über mich oft lustig. Erst heute noch ging ich bey ihrem Hause vorbey, sie stand am Fenster, und machte mir häßliche Fratzen zu; dann rief sie zwey andere Mädchen herbey, machte einen Katzenbuckel, und lachte mich aus.

Das wäre sehr unartig von ihr, sprach der Vater; du bist doch immer so gefällig gegen sie gewesen.

Ja, sieh, Vater, versetzte Ernst, und Thränen traten ihm in die Augen, wenn ich ihr nicht immer so gut gewesen wäre, so würde mich ihr unartiges Betragen nicht so schmerzen; aber daß sie so undankbar —

Ernst konnte nicht weiter. Sein gutes Herz war zu gerührt. Der Vater suchte ihn zu beruhigen.

Ach, wenn das nur alles wäre! fuhr Ernst fort; aber Judith hat noch mehr gethan, was unrecht und häßlich ist. Du weißt, Vater! wie sehr sie Herr Ehrmann, ihr Lehrer, immer liebte. Was er ihr nur an den Augen ansah, das that er ihr zu Gefallen; kam ihr Geburtstag, so schenkte er ihr etwas; ging er in die Stadt, so brachte er seiner lieben Judith, wie er sie nannte, immer etwas mit; beging sie einen Fehler, so machte er sie sanft und liebreich darauf aufmerksam, kurz, er erwies ihr alle Liebe und Freundschaft. Und, denke nur, Judith ist dafür so undankbar, daß sie vor kurzem ihren Lehrer recht mit Absicht auf eine häßliche Art zu kränken sucht. Es war ein schöner Tag. Herr Ehrmann will Judithen eine Freude machen, und geht mit ihr und einer ihrer Freundinnen in den Wald spazieren. Hier wird

Judith sehr wild, balgt sich mit der Freundinn, und führt unanständige Reden. Der Lehrer ermahnt sie liebreich, dieß zu unterlassen. Aber Judith achtet nicht darauf, und treibt ihre Unarten immer weiter. Da wird Herr Ehrmann unwillig und sagt, daß ein so unbescheidenes Betragen einem Mädchen zur Schande gereiche. Da hätte man nun denken sollen, Judith werde sich tief in die Seele schämen. Aber, nein! sie schämte sich nicht; sondern guckte ihre Freundinn seitwärts an und lachte in Einem fort. Man sah es Herrn Ehrmann deutlich an, daß ihm dieß innerlich sehr wehe that.

Das wäre ja ein häßliches Mädchen, wenn dieß alles wahr wäre; sagte der Vater. Ich kann mir nichts häßlicheres vorstellen, als wenn ein Kind derjenigen spottet, die ihm Gutes erwiesen haben. Wenn dieß vollends ein Kind gegen seinen Lehrer

thut — ey, pfui! das kann kein guter Mensch lieb haben. Und wenn ein Kind sich über seine Fehler nicht mehr schämen kann, ach, das ist dann ein verächtliches Geschöpf! Das fühlst du wohl, mein lieber Sohn! O mache dich nie durch solche böse Unarten verächtlich. Sey immer dankbar gegen die, die dir Gutes erweisen, besonders gegen deine Eltern und Lehrer.

Ernst ergriff des Vaters Hand und küßte sie. Nicht wahr, Vater! meine kleine Schwester soll nicht Judith heißen? sagte er. Ach, wenn sie diesen Namen bekommt, so wird sie mich immer an Nachbars Judith erinnern, und das wird mich betrüben.

Mein lieber Sohn, versetzte der Vater, weil Nachbars Judith ein schlechtes Mädchen ist: so mußt du nicht gleich auf den Nahmen „Judith" zürnen. Der ist ganz

unschuldig. Auf den Nahmen kommt es nicht an. Es gibt in der Welt, in Lübeck, Hamburg, Berlin, Petersburg, Koppenhagen, Frankfurt, Neu-Wied, Altona, Leipzig, Nürnberg, Wien, Preßburg, Oedenburg, Dresden, Prag, Coburg, Erfurt und anderwärts gewiß so manches gute, edle Mädchen, das Judith heißt. Du bist ein guter Ernst, aber vielleicht gibt es hie und da auch einen schlimmen Ernst; sollte man aber deßhalb auf den Nahmen Ernst böse werden?

Ernst schwieg. Seine kleine Schwester wurde getauft. Sie erhielt den Nahmen Louise Wilhelmine. Darüber hüpfte Ernst vor Freude. „Wenn sie nur nicht Judith heißt! rief er; denn Nachbars unartige Judith mag ich durchaus nicht leiden!“

VI.

„Es ist Ernst!“

Bald darauf fuhr Herr Sommerthal — so hieß Ernstens Vater — in eine nahe Stadt. Ernst bath ihn, daß er ihn mitnehmen sollte. Der Vater erfüllte seine Bitte.

Nach zwey Stunden kam man in der Stadt an. Hier stiegen Vater und Sohn in dem Gasthofe „zum Eichhorn“ ab, und gingen bald darauf aus, um einen Freund zu besuchen.

Als sie auf den Mark kamen, sahen sie einen Zusammenlauf von Kindern, Kna-

ben und Mädchen. Auch hörten sie ein klägliches Geschrey.

Was mag da vorgefallen seyn? sagte Herr Sommerthal; komm', Ernst, wir wollen zusehen, vielleicht können wir helfen.

Sie kamen bald auf den Platz, wo der Haufe von Kindern stand. Hier sahen sie in der Mitte ein sechsjähriges Mädchen, dem das Blut sehr stark aus der Nase lief. Die Kleider desselben waren voll Blutflecke.

Sey still, liebe Judith! sagte ein grösseres Mädchen, es hat nichts zu bedeuten, das Blut wird bald aufhören zu laufen.

Das blutende Mädchen wurde nun stiller. Man fragte es, was ihm begegnet sey. Schluchzend gab es zur Antwort: Ich komme von meiner Großmutter; — da begegnet mir Hillers Ernst, — hält mir das eine Bein vor, so daß ich hier auf den Stein falle; ach, mein Kopf! mein Kopf!

„ Es ist Ernst! " rief einer von den Knaben. „Es ist Ernst!" riefen auch die andern. „Der macht lauter dumme Streiche!"

Diese Worte fielen dem kleinen Ernst Sommerthal aufs Herz. Er schlug die Augen nieder, ergriff den Vater bey der Hand, und gab ihm zu verstehen, daß er weiter gehen sollte.

Die kleine blutende Judith wurde zu einem Brunnen geführt, wo sie ihr Gesicht wusch, und dann zu ihren Eltern ging.

Nun, was denkst du dir bey dieser Geschichte, mein Sohn? fragte Herr Sommerthal den kleinen Ernst, der ganz still und ernst neben ihm einherschritt.

Das ist ein häßlicher Bube, der Ernst Hiller! sagte er. Daß er Ernst heißen muß! Wie ärgert mich das!

Das darf dich nicht im geringsten ärgern, mein Sohn! versetzte der Vater. Auf den Nahmen kommt es bey einem Menschen nicht an, sondern auf das, was er thut. Das mußt du nun wohl einsehen. Wenn man auf den Nahmen Ernst böse würde, weil ein leichtsinniger Knabe so heißt; wenn man dich, weil du auch Ernst heißest, deßhalb nicht leiden könnte, wäre das nicht unrecht? würde dich das nicht schmerzen?

Ernst konnte nichts dagegen sagen; aber unangenehm blieb es ihm doch, daß ein so unbesonnener Knabe, wie Hiller, Ernst hieß.

VII.

„Judith! Judith! meine Tochter!“

Herr Sommerthal kam eines Tages mit seinem Nachbar zusammen. Er erzählte ihm, was er von seiner Tochter, der unartigen Judith, wußte.

Ach, lieber Freund, sagte der Nachbar, ich weiß wohl, daß Judith seit einiger Zeit nicht mehr das gute Mädchen ist, das sie sonst war. Wenn ich sie damahls ansah, so freute sich mein Herz; seh' ich sie jetzt an, so blutet mir mein Herz. Ich weiß nicht, wie sich das Mädchen auf Einmahl so sehr verändern konnte!

Als ihn Herr Sommerthal verlassen hatte, rief er Judithen zu sich. Sie hörte ihn lange nicht, denn sie lachte eben mit einer Gespielinn so laut und stark, daß sie des Vaters Stimme gar nicht vernehmen konnte.

Der Vater machte ihr Vorstellungen. Judith schien gerührt, aber kaum war sie aus des Vaters Stube, so ging das laute Gelächter, das einem Mädchen so übel läßt, von neuem an.

Drey Tage darauf wurde plötzlich die Mutter sehr krank. Judith blieb dabey ziemlich gleichgültig; denn sie glaubte, es habe weiter nicht viel zu bedeuten.

Die kranke Mutter sah das kalte Betragen ihrer Tochter, und grämte sich darüber. Gott! sagte sie, ich habe sie immer so zärtlich geliebt, und sie nimmt jetzt so wenig Theil an mir!

Judith merkte es nicht, wie ihre Mutter sich über sie betrübte, und blieb gleichgültig und kalt.

Judith! sagte die Mutter, willst du mir wohl zu dem Vater in den Garten springen, und ihm sagen, daß ich mich übel befinde, und daß er bald wiederkehren möchte.

Ist denn nicht Lotte zu Hause? Die ist größer als ich, die kann hingehen! sagte Judith.

Lottchen ist ausgegangen, sagte die kranke Mutter; sieh, Judith, du willst mir nicht einmahl einen so kleinen Gefallen erweisen! Das schmerzt mich sehr.

Ich habe, sprach Judith ärgerlich, eben angefangen, die Perlen anzureihen, und nun muß ich alles stehen und liegen lassen!

Unwillig sprang sie auf, stürzte zornig aus der Stube, und schlug die Thüre hinter sich gewaltig zu.

Die arme kranke Mutter erschrak. So hatte sich Judith gegen sie noch nie betragen. Sie weinte bittre Thränen, und ihr Herz wollte vor Wehmuth vergehen. O Judith! Judith! schluchzte sie, wenn du mich nicht mehr hast, wenn ich im Grabe liege, dann wird es dich gereuen, deine Mutter so betrübt zu haben!

Schluchzend fand sie der Vater. Er fragte sie, was ihr zugestoßen sey; sie zog ihn an sich; er hörte ihr Herz unruhiger und stärker klopfen; sie weinte fort; aber sie schwieg.

In der folgenden Nacht schlief sie sehr unruhig. Mehrmahls fing sie an laut aufzuschreien: Judith! Judith! meine Tochter!

VIII.

Judith ändert ihren Sinn.

Zwey Tage darauf verfiel die betrübte Mutter in ein starkes Fieber. Der Arzt, der zu Hülfe gerufen wurde, sagte ganz leise zu ihrem Manne, daß die Krankheit sehr gefährlich sey.

Judithens Vater wurde traurig. Er hatte seine Frau ungemein lieb. Ach, sagte er, wenn sie mir schon jetzt dahin stirbt, so bin ich ein unglücklicher Mann! Was soll aus mir, was soll aus meinen Kindern werden!

Jetzt erst sah Judith, daß sie in Gefahr sey, ihre Mutter zu verlieren, und jetzt fing sie an, anderes Sinnes zu werden. Es kam ihr all' das Gute ins Gedächtniß, das ihr die Mutter erwiesen hatte. Ach, sie hat mich immer so sehr geliebt! sagte sie traurig, sie hat mich sorgfältig gepflegt und unterrichtet, hat mich so oft an ihr Herz gedrückt, mir erzählt und vorgesungen; wenn ich krank war, ist sie nicht von meinem Bette gewichen — ach, die gute, gute Mutter! Wenn die stirbt, ach, was soll ich armes Mädchen dann machen!

Judith weinte, und setzte sich in einen einsamen Winkel der Stube. Bald kam ihre Großmutter, ging zur Kranken, und fragte sie, wie es ihr gehe.

Die Kranke röchelte. Sehr übel, stammelte sie. O Mutter, ich werde bald die Erde verlassen. —

Mein Kind! mein liebes Kind! schluchzte die Großmutter. O könnt' ich für dich sterben!

Liebe Mutter, sagte die Kranke, ihr habt mir in diesem Leben so viel Gutes erwiesen; habt dafür Dank!

Sie reichte der Mutter die zitternde Hand. Diese drückte die Hand an ihren Mund, und weinte bitterlich. O meine Tochter, sprach sie, du hast mir in deinem Leben viele Freude gemacht; habe Dank dafür!

Der Gatte der Kranken stand am Krankenbette, und weinte. Judith hatte alles mit angesehen und angehört. Die Worte der Großmutter! „O meine Tochter, du hast mir in deinem Leben viele Freude gemacht!" drangen ihr ans Herz. Jetzt kam ihr das unartige Betragen ein, das sie sich erst vor ein Paar Tagen gegen die Mutter erlaubt hatte. Sie schluchzte laut, sprang

auf von ihrem Sitze, stürzte ans Krankenbette, und fiel vor demselben nieder.

Judith! sagte die Mutter mit gebrochener Stimme, Judith was ist dir?

Judith jammerte. Mutter! Mutter! rief sie, kannst du mir verzeihen? Ach ich habe dich sehr betrübt! O vergib mir, vergib mir!

Judith sprang auf, und legte sich über die Mutter hin, und die Mutter umschlang sie mit ihrem schwachen Arme, und drückte sie an ihr Herz. Ein kalter Schweiß trat auf die Stirne der Kranken. Sie kämpfte mit dem Tode. Judith, röchelte sie, ich verzeihe — Jetzt hohlte sie tief Athem; ihr Arm zuckte; noch ein tiefer Seufzer, und die gute Mutter war todt.

Judith war vor Schrecken außer sich. Sie jammerte laut, rief der gestorbenen Mutter zu, sie sollte aufwachen, sie wolle in Zukunft eine gute, dankbare Tochter seyn;

hing fest an der Entschlummerten, und konn-te nur mit Mühe von ihrem erkalteten Her-zen gerissen werden.

Alles wehklagte um die Verstorbene. Bald aber entstand in dem Zimmer eine grause Stil-le. Es kamen viele Menschen, um die Gestor-bene zu sehen; still traten sie ins Zimmer, still verließen sie es, mit Thränen in den Augen.

Judith wollte vor Schmerz vergehen. Eben so traurig als sie war auch Lottchen, ihre Schwester. Der Vater suchte sie zu trösten; aber sie blieben tief betrübt.

Nach zwey Tagen ward der Körper der Verstorbenen in ein kühles Grab gesenkt. Judith und Lottchen begleiteten ihn mit ih-ren Thränen. Ach, sagte Lottchen, das Kind, dem eine so gute Mutter stirbt, ist ein sehr unglückliches Kind, und Judith sank ihr an die Brust, und weinte bitterlich.

IX.

Das Grab.

Judith konnte sich über den Tod ihrer Mutter nicht zufrieden geben. Alles, was sie nur im Hause ansah, erinnerte sie an die Mutter, und wenn sie an sie dachte, traten ihr die Thränen in die Augen und sie weinte.

Ach, sagte sie jetzt oft, wenn ich ihr doch, da sie noch lebte, mehr Freude gemacht, wenn ich sie doch nicht betrübt hätte! Wäre sie noch am Leben, wie ganz anders wollte ich mich jetzt gegen sie betragen!

Ihr Vater suchte nach einigen Tagen den Schrank seiner Frau durch. In einem Schiebkästchen fand er ein schön gesticktes Tuch, in welchem der Nahme Judith sauber ausgenäht war. Jetzt erinnerte er sich, daß seine verstorbene Frau ihrer Tochter an dem Geburtstage derselben damit ein Geschenk machen wollte.

Judith! rief er, komm her. — Sieh', dieses Tuch hatte deine gute Mutter für dich bestimmt. Da hast du es, heb' es auf als ein heiliges Andenken.

Judith küßte das Tuch, benetzte es mit ihren Thränen, und legte es in ihr Schränkchen. Oft nahm sie es wieder hervor, besah es, und erinnerte sich mit dankbarem Herzen an die Mutter. Als ihr Geburtstag kam, nahm sie es um, und trat mit ausgeweinten Augen in die Stube des Vaters. Liebreich kam er ihr entgegen, und

faßte sie sanft bey der Hand. Was ist dir, meine Tochter? sagte er, und Judith fing an zu schluchzen und sank ihm zitternd an das väterliche Herz. Nur weinen, nicht sprechen konnte sie. Den Vater rührte ihr Anblick. Er schlang seine Arme um sie, küßte sie, und eine Thräne der Rührung fiel aus seinem Auge.

Meine Tochter! sagte er mit leiser Stimme, meine Tochter!

Judith schluchzte, und schmiegte sich immer fester an des Vaters Brust.

Du hast noch einen Vater! sagte er bewegt. Tröste dich, mein Kind! Mein Herz liebt dich väterlich.

Vater! Vater! schluchzte Judith. Mehr konnte sie nicht sprechen, die Worte erstarben ihr auf der Zunge. Sie verbarg ihr Gesicht an des Vaters Brust, und dieser Tag war für sie ein segenreicher Tag; denn er befestigte sie in ihren guten Vorsätzen.

Es war ein schöner Frühlingstag. Ernst Sommerthal ging in ein kleines Wäldchen. An diesem Wäldchen lag der Gottesacker, und auf diesem das Grab der Mutter von Judith.

Ernst hatte sich in ein Gebüsch gelagert. Auf ein Mahl erblickte er auf dem Gottesacker ein Mädchen. Es war niemand anders, als — Judith. Mit Blumen in der Hand ging sie traurig zum Grabe ihrer Mutter, streute die Blumen darauf und weinte. Ja sie fiel endlich sogar auf ihre Kniee und beugte sich nieder, als wenn sie das Grab küssen wollte.

Das sah Ernst, und Judith kam ihm in diesem Augenblicke vor als ein gutes, edles Mädchen.

Judith wurde auch wirklich mit jedem Tage bescheidner, dankbarer, besser! Ernst sah dieß und gewann sie wieder lieb. „Vater, sagte er eines Tages, jetzt ist Judith wieder ein ganz anderes Mädchen; bekomm' ich einmal noch Eine kleine Schwester, so mag sie immerhin Judith heißen.“

X.

Die Feuersbrunst.

Es war Mitternacht. Tiefe Sille lag über das kleine Städtchen Traubenthal verbreitet. Die Einwohner erhohlten sich in den Armen des süßen Schlafs von ihren Tagesarbeiten, die Betrübten und Unglücklichen verschlummerten ihren Kummer und ihre Leiden, und nur der Thurmwächter ging langsam auf dem Thurmgang herum, und rief in tiefem Tone aus: der Hammer hat zwölf geschlagen!

Jetzt ging der Mond auf, dieser freundliche, stille Gefährte der Nacht. Die Luft,

die bis jetzt still gewesen war, veränderte sich auf ein Mahl. Es erhob sich ein starker Wind, der die Bäume beugte, in den Dächern häulte, die Wellen des nahen Sees in brausende Wogen verwandelte, und viele von den Schlafenden weckte.

Nach einer Viertelstunde erhob der Thurmwächter ein Nothgeschrey. Es wurde die Feuerglocke gezogen. Von einem nahen Schlosse erscholl ein furchtbarer Kanonendonner, und in den Straßen von Traubenthal ertönte bald der schreckliche Ruf: Feuer! Feuer!

Es wurde an Thüren und Fenster gepocht. Die Einwohner wurden wach. Angst und Schrecken verbreitete sich in allen Familien. Zitternde Mütter weinten, umklammert von ihren Kleinen; Kinder sanken auf die Kniee, und flehten den Himmel um Hülfe; schwache Greise schwankten an ihren Stä-

ben zur Stadt hinaus, und suchten ihr Leben zu sichern.

Das schreckliche Gewühl in den Strassen, das Durcheinanderrennen der Einwohner, das klägliche Geschrey der Weiber und die durchdringenden befehlenden Stimmen der feuerlöschenden Männer — das Gerassel der mit Wasser beladenen Wagen und der Feuerspritzen — der Anblick der hohen Flammen, die bald in die Höhe stiegen, bald von dem Winde seitwärts getrieben oder in wirbelnder Richtung niedergedrückt wurden, dieß alles gewährte eine furchtbar erhabene Scene, bey der das Herz erhoben und niedergeschmettert wurde.

Das Feuer griff mit gräßlicher Schnelligkeit um sich, und verzehrte bald den größten Theil der Stadt. Zum Glück legte sich der Wind etwas, und aus den nahen Ortschaften eilten Menschenfreunde mit Aexten,

Feuerstangen und Spritzen zu Hülfe. Die festesten Gebäude brannten indeß ein, und alles darin Befindliche wurde ein Raub der Flammen.

In einer Straße, die gleich Anfangs vom Feuer ergriffen wurde, wohnte ein junger Kaufmann, der ein wohlhabender Mann, und jetzt unglücklicher Weise verreist war. Seine zwanzigjährige Gattinn, die er vor zwey Jahren geheirathet, und die ihm vor sechs Monathen eine muntre Tochter geboren hatte, war mit einigen wenigen Hausleuten allein zu Hause. Sie hieß Louise, ihre kleine Tochter Emma.

Louise schlief in dem hintern Theile des Hauses so fest, daß sie den Lärmen, der vor ihrer Wohnung gemacht wurde, nicht vernahm. Das Haus ward von der Flamme ergriffen. Das Dach prasselte; ein Theil davon stürzte zusammen. Jetzt erst

erwachte das Kindermädchen und erhob ein Jammergeschrey. Louise fuhr vor Schrecken zusammen. Sie sprang aus dem Bette, und warf einige Kleider um. Das erste, wornach sie jetzt griff, war Emma, dieser Gegenstand ihrer innigsten Liebe. Den Säugling im Arme eilte sie in das nächste Zimmer, um etwas, was ihr von Wichtigkeit schien, zu retten; sie ergriff aber in der Angst ein altes Hausgeräthe, das kaum einige Groschen werth war.

Unterdeß hatten sich die übrigen Hausleute gerettet. Louise wollte dieses jetzt auch thun. Sie begab sich schnell zum Zimmer hinaus an die Treppe. Welch ein Unglück! Die lichten Flammen schlugen ihr entgegen; eine betäubende Rauchwolke kam ihr entgegen gezogen, und brachte sie der Ohnmacht nahe. Kaum hatte sie noch Besinnung und

Kraft genug, umzukehren und in ein Zimmer zu taumeln, das nach der Straße zulag.

Der obere Theil des Hauses stand in Flammen, der untere desgleichen. Louise in dem mittlern Stockwerke, schien unrettbar, schien unwiederbringlich verloren. Sie öffnete ein Fenster und rief um Hülfe. Wohl hundert Menschen standen in der Nähe, aber keiner schien Muth genug zu haben, die Unglücklichen zu retten.

Es ist nicht möglich! riefen alle; oben und unten brennt es, das Haus kann jeden Augenblick einstürzen. Die gute Frau ist jetzt in Gottes Händen, menschliche Kräfte können sie nicht retten.

Louise flehte um Beystand; sie zeigte ihren Säugling dem dastehenden Haufen, sie rief verzweiflungsvoll aus: Laßt mich verbrennen, nur dieses Kind, nur dieses ret-

tet! ich bitte euch darum, um alles, was euch heilig ist.

Aber niemand wagte die Gefahr. Das Feuer griff immer weiter und weiter um sich; schon stürzten Stücke von dem Gemäuer ein; schon krachte das ganze Gebäude, und jeder Augenblick drohte völligen Einsturz und mit diesem den Tod der unglücklichen Mutter und ihres geliebten Kindes.

Da erschien ein Engel von Gott gesandt — ein junger Mann, dem ein edles Herz im Busen schlug, und Tugend und Pflicht mehr galt, als sein eignes Leben.

Kaum vernahm er das Flehen Louisens, als er sogleich entschlossen war, sie, auch mit dem Verluste seines Lebens, zu retten. Die Umstehenden riefen ihm zu, wohl zu bedenken, was er thäte. Einer von ihnen, ein ältlicher Mann und Verwandter zu ihm, sprang hervor, faßte ihn beym Arm und

rief: Bist du toll, Jakob! Du siehst, daß sie nicht mehr zu retten ist, und doch willst du dich in die Flammen stürzen? Du gehst mit ihr zu Grunde.

Aber der junge Mann achtete diese Worte nicht. Er riß sich los; ergriff, voll edler Entschlossenheit, eine Leiter, und legte sie an das brennende Haus. Die Flammen umschlangen ihn, und sein Rock fing an zu lodern. In wenigen Augenblicken erreichte er das Fenster, in welchem Louise jammerte. Sie warf ihm den Säugling in den Arm. Er wollte auch sie fassen; allein die Sprosse der Leiter, auf der er gerade stand, brach, und er fiel beynahe hinunter. Mit vieler Geschicklichkeit ließ er sich an der Leiter hinab, und kam mit dem Kinde glücklich auf den Boden. Er reichte es einem von den Umstehenden, griff nach einer neuen Leiter, und legte sie an, um auch Louisen zu retten,

die jetzt, da sie ihr Kind in Sicherheit sah, ruhig zu seyn, und dem Tode mit Fassung entgegen zu sehen schien. Der edle junge Mann trat auf die dritte Sprosse; sie brach; er stürzte und verrenkte sich den linken Arm.

Dieß hielt indeß den Menschenfreund nicht ab, noch Einen Versuch zu wagen. Trotz den Schmerzen, die er im Arm fühlte, und Trotz der augenscheinlichen Gefahr, die jetzt, wo das Haus immer mehr zusammenfiel, seinem Leben drohte, bestieg er von neuem die Leiter. Welche süße Freude für ihn! Er erreichte glücklich das Fenster, faßte Louise in den rettenden Arm, und brachte sie unverletzt hinunter. Allgemeiner Jubel verbreitete sich unter den Umstehenden. Mit dem war Gott! riefen einige Stimmen. Jakob Waller! das war edel! das lohne der Himmel!

In diesem Augenblicke stürzte das Haus zusammen. Aber Louise stand, gerettet von einem edlen Menschen, zu Thränen gerührt da, nahm ihren Säugling in den Arm, hielt ihn vor ihren Retter hin, und dankte diesem mit wenigen, aber herzlichen Worten.

Der verrenkte Arm zwang ihn, nach seinem Hause zu eilen, das in der Vorstadt lag. Er beredete Louisen mitzugehen, und dadurch sich und ihren Säugling vor weitern Unfällen zu schützen. Mit edler Gastfreundschaft ward sie von ihm und seiner alten Mutter aufgenommen.

Das Feuer brannte die ganze Nacht hindurch, und verzehrte fast alle Gebäude der Stadt, die den Tag darauf einen traurigen Anblick both.

Louisens Mann kehrte nach einigen Tagen zurück. Welch ein Schrecken überfiel ihn, als er von der Todesgefahr hörte, in

der sich seine von ihm unaussprechlich geliebte Gattinn befunden hatte. Himmlische Freude durchdrang sein Herz, als man ihm ihre glückliche Rettung erzählte, und er bald darauf in die Arme des zärtlichen Weibes sank.

Sie nannte ihm mit dankbarem Herzen ihren edelmüthigen Retter. Er dankte ihm mit Innigkeit. Die ganze Stadt und die umliegende Gegend, der seine That bekannt wurde, hieß ihn einen wackern Mann, und das Herz eines jeden erhob sich, wenn von seiner edlen Entschlossenheit, mit der er Louisen und ihr Kind den Flammen entrissen hatte, erzählt wurde. Eine Tugend, die keine Gefahr scheut, erregt immer Bewunderung, reißt immer zur Begeisterung hin.

Der Prediger des Städtchens besuchte Jakob Waller, schüttelte ihm treuherzig die Hand, und sagte mit Würde: Ich freue mich, daß unsre Gemeinde einen so recht-

schaffenen, edlen Mann unter ihre Mitglieder zählt. Sie haben sich, wackerer Waller, aller Hochachtung erworben, denn Sie haben eine That verrichtet, die man wahrhaft edel nennen kann.

Worüber ich mich gar sehr freue, versetzte Waller! Freylich that ich nur, was meine Pflicht war, und verdiene deßhalb kein so großes Lob; aber Vergnügen macht es mir denn doch, daß ich mir dadurch so viele Freunde erworben habe, und daß auch Sie, wohlehrwürdiger Herr, mir ein gutes Zeugniß geben. Belohnt bin ich für das, was ich gethan habe, genug. Denn wenn ich die gute Frau, und ihr Kleines ansehe, und daran denke, daß sie durch mich einem zu frühen Tode entrissen worden sind — o Sie können es sich kaum vorstellen, wie wohl es mir dann im Herzen ist!

Er war bey diesen Worten gerührt. Der Prediger klopfte ihm sanft auf die Schulter und sagte: So wohl ist es dem Herzen immer, wenn es etwas Gutes und Großes verrichtet hat.

Wallers Hand war bald wieder völlig hergestellt. Louise und ihr Mann erwiesen ihm und seiner Familie immer viele Gefälligkeiten; denn sie waren dankbar. Louise besonders besuchte ihn oft mit ihrer Emma, die munter emporwuchs zur tugendhaften Jungfrau. Schon als kleines Kind lallte sie den Nahmen ihres Erretters, und in ihren ältern Jahren gab sie ihm die rührendsten Beweise von Dankbarkeit. Alle Jahre wurde, an dem Tage des Brandes, Louisens und Emmas Rettung gefeyert. Jakob Waller durfte an diesem schönen Familienfeste nie-

mahls fehlen. Wenn er sich am Ende desselben nach Hause begab, schloß man einen Kreis um ihn, sagte ihm viele freundliche Worte, und schloß den edlen Mann in dankbare Arme.

XI.

Julie, die Unordentliche.

Aergerlich stand Julie an ihrem kleinen Schranke, warf alles durch einander, und schluchzte vor Unwillen.

Was fehlt dir, Julchen? fragte ihre Mutter, die dazu kam.

Statt zu antworten, schluchzte sie noch stärker. Die Mutter wiederholte die Frage, und Julie sagte mit gebrochenen Worten: Ach — da kann ich mein Buch nicht finden — Herr Hill wird dann böse — daß ich zu spät in die Stunde komme.

Wenn du ein ordentliches Mädchen wärest, versetzte die Mutter, so würdest du deine Sachen auf einen bestimmten Platz hinlegen, und könntest sie dann zu jeder Zeit finden. Dadurch ersparteſt du dir manchen Verdruß, und ich hätte dich noch einmahl so gern. Kannst du dich denn erinnern, wohin du das Buch gelegt hast?

Das wohl! sagte Julie, ich weiß recht gut, daß ich es in den Schrank gethan habe, aber jetzt ist es fort! — es muß es mir jemand genommen haben.

Woran ich sehr zweifle, sprach die Mutter! Es kommt ja niemand an deinen Schrank. Wahrscheinlich hast du es gestern irgendwo liegen lassen, oder in einen Winkel hingeworfen. Jetzt suche es nur nicht länger. Es ist schon ein Viertel auf neun! Dein Lehrer wird auf dich warten; schon kommst du um eine Viertelstunde zu spät.

Julie warf unmuthig ihren Schrank zu, und eilte weinend in ein nahes Haus, in welchem Herr Hill mehreren Mädchen Unterricht ertheilte.

Julchen! Julchen! rief ihr der Lehrer ernsthaft entgegen, das ist nicht die rechte Zeit in die Lehrstunde zu kommen; du kommst um zwanzig Minuten zu spät; diese Unordnung muß in Zukunft wegfallen.

Julchen sagte kein Wort; finster blickte sie nach dem Erdboden, und viele Thränen fielen ihr auf den Schooß.

Nun muß ich dir doch etwas sagen, Julchen! sprach der Lehrer. Ich will heute Nachmittag mit einigen von euch nach dem Waldthale, wohin du dich schon so oft gesehnt hast, einen Spaziergang machen; es wird dort im Forellenbach gefischt werden, was wir mitansehen wollen; dann besteigen wir einen Felsen, und laben uns dort an

der schönen Aussicht, lesen in einem hübschen Buche, nehmen ein Stückchen geräucherten Lachs zu uns, und steigen dann auf die grosse grüne Wiese hinab, wo ihr euch durch ein Spiel belustigen könnt.

Juliens Herz erheiterte sich bey diesen Worten; sie hörte auf zu weinen, und lächelte ihrer Freundinn Emma zu; denn sie nahm es als gewiß an, daß sie mit nach dem Waldthale gehen werde. Aber bald hatte ihre Freude ein Ende.

Doch das muß ich dabey bemerken, fuhr der Lehrer fort, daß ich nur diejenigen von euch mitnehme, welche die Arbeit, die ich euch gestern aufgegeben habe, gut gemacht haben. Ich will sie jetzt durchsehen, und bey Julchen anfangen.

Das waren für Julie Schreckensworte. Es rollten ihr von neuem Thränen über die Wangen. Lieber Herr Hill, sagte sie, ich

habe mein Buch, worin meine Arbeit steht, nicht mitgebracht; ich konnte es nicht finden.

Der Lehrer sah sie ernsthaft an, schüttelte den Kopf und sagte, indem er mitleidig die Achseln zuckte: Es thut mir leid, daß deine Unordnung, liebe Julie, dich um ein so schönes Vergnügen bringt; ich habe mich schon so sehr darauf gefreut, daß du mitgehen würdest; denn ich weiß, es würde dir im Waldthale ungemein gefallen. Allein ich kann es nicht ändern. Du mußt für heute zurückbleiben. Deine Unordnung, wie gesagt, raubt dir eine große, schöne Freude.

Julchen fing an laut zu schluchzen. Schon war eine Viertelstunde verflossen, und noch immer weinte sie. Jetzt fing ihr der Kopf an wehe zu thun, und sie wurde so schläfrig, daß sie bald nickte, und endlich ganz auf den Tisch sank und einschlummerte. Schon

waren ihre Mitschülerinnen nach Hause gegangen, als Julie noch immer in süßem Schlaf lag, und nur zuweilen im Traume etwas unruhig wurde. Der Lehrer weckte sie. Sie sah sich in dem Zimmer allein, und verließ es nun, nicht wenig beschämt.

Zu Hause hatte sie üble Laune, und selbst die gebackenen Tauben, die zu Mittage auf den Tisch kamen, wollten ihr nicht schmecken. Du fängst heute einmahl wieder Grillen! sagte ihr Bruder Constantin zu ihr, und bekam zur Belohnung dafür von seiner artigen Schwester ein Gesicht, wie man es bey den Nachteulen antrifft.

Was liegt dir denn so sehr am Herzen, Julchen? fragte die Mutter; du siehst mir ja heute ungewöhnlich verdrießlich aus; hat vielleicht Herr Hill dir etwas wegen des verlegten Buches gesagt?

Jetzt erzählte Julchen mit Thränen ihr Unglück und erlaubte sich, ihren redlichen Lehrer zu tadeln, weil er sie von dem Spaziergange nach dem Waldthale ausgeschlossen hatte.

Der Vater fiel ihr aber in die Rede und sagte: Schäme dich, Julchen, deines Betragens gegen deinen rechtschaffenen Lehrer! Was würdest du von einem Menschen denken, der krank wäre, und der den Arzt deshalb tadeln wollte, weil dieser ihm, um ihn gesund zu machen, irgend eine Speise verbothen hätte? Du würdest sagen: der Mensch ist nicht klug und weiß nicht, was ihm nützt. Aber bist du, meine Tochter, wohl klüger? Herr Hill bestraft dich deiner Unordentlichkeit wegen, und will dir dadurch den Fehler abgewöhnen; statt daß du ihm dafür danken solltest, hältst du dich über ihn

auf. Julchen! Julchen! was soll ich von dir denken?

Julchen weinte, und hatte nicht das Herz, dem Vater gerade in das Gesicht zu sehen. Nach Tische ging sie in den Stall, um nachzusehen, was ihre junge Ziege mache. Sie fand das Thier, wie gewöhnlich, sehr munter, und ließ es aus der Hand Salz lecken. Als sie nach der Krippe sah, erblickte sie ein Buch; sie hob es von der Erde auf und sah, daß es ihr gehöre, und dasjenige sey, welches sie heute früh nicht hatte finden können. Sie hatte es, als sie am verflossenen Abend bey der Ziege war, liegen lassen.

Siehst du, sagte die Mutter zu ihr, als sie ihr mit Freuden erzählte, daß sie das Buch wieder gefunden habe, ob ich nicht recht hatte. Du sagtest zwar, du hättest

es in deinen Schrank gelegt, aber ich wußte gleich, daß die unordentliche Julie — —

Liebe Mutter, sagte Julie einschmeichelnd, vergib mir und laß es gut seyn; ich bin ohnedieß bestraft genug.

Wenn es nur einmahl etwas fruchtete, versetzte die Mutter; aber — aber — Sie drohte mit dem Finger, und legte hierauf Julien eine Musterzeichnung vor, nach der sie eine Weste sticken sollte, die für den Geburtstag ihres Bruders bestimmt war.

Julie stickte zwey Stunden hindurch recht fleißig, brachte ein Paar Blümchen zu Stande, und hatte darüber, besonders da sie ihr sehr wohl gelungen waren, eine große Freude. Jetzt machte sie mit ihrer Mutter einen kleinen Spaziergang, und setzte dann, bis es dunkel wurde, ihre Stickerey fort. Eben wollte sie aufhören, als sie durchs Fenster in einiger Entfernung ihre Freundinn Emma erblickte.

Sie wollte sogleich hinausspringen und mit ihr sprechen; aber die Mutter befahl ihr, die Weste vorerst in die untere Stube zu tragen, wo sie aufbewahrt wurde, damit sie der Vater nicht sehe.

Julie sprang zwar in diese Stube, aber statt die schöne Weste gehörig zusammen zu schlagen und in einen Schrank zu legen, warf sie sie unordentlich auf einen ziemlich schmutzigen Stuhl hin, und eilte dann zu ihrer Freundinn.

Emma erzählte ihr, daß sie eben mit Herrn Hill aus dem Waldthale zurückgekehrt sey, daß es dort eine große Lust gegeben habe, und daß sie den heutigen Tag nie vergessen werde. Schade! Schade! rief sie aus, daß du nicht mit warst, liebe Julie! du hättest dich gewiß recht sehr gefreut.

Julie wurde niedergeschlagen; schon wollte sie in Thränen ausbrechen und ihren Leh-

rer wieder tadeln; aber es fielen ihr die Worte ihres Vaters ein, und sie hielt mit ihrem Tadel inne.

Den Tag darauf ging sie in die untere Stube, um daraus die Weste zu hohlen, an deren Stickerey sie weiter arbeiten wollte. Ach, wie erschrack sie, als sie sie vom Stuhle nahm und voll Löcher fand! Bestürzt und ängstlich lief sie zur Mutter, um ihr diese Verwüstung zu zeigen.

Die Mutter wurde verdrießlich. An alle dem bist sicher du Schuld, sagte sie. Julie versicherte aber, daß sie unschuldig sey. Hattest du denn, fragte die Mutter, die Weste in den Schrank eingeschlossen?

Julie. Nein, liebe Mutter, ich hatte sie auf den Stuhl hingelegt.

Mutter. Nun siehst du, Julie, daß ich Recht habe. Der Stuhl ist nicht der rechte Platz für die Weste. Wärest du ein

ordentliches Mädchen, so hättest du sie in den Schrank gelegt. Da sind nun die Mäuse dazu gekommen, und haben diese Löcher ausgefressen. Aber solche Streiche spielt dir deine unausstehliche Unordnung beständig. Da ist nun die theure Weste ganz unbrauchbar, und dein Bruder kommt um die Freude, die sie ihm gemacht hätte; denn eine neue zu sticken, dazu ist die Zeit viel zu kurz.

Julie stand da, wie versteinert, und wußte kein einziges Wort vorzubringen. Betrübt sah sie die zerfressene Weste an, und ärgerte sich über ihre Unordentlichkeit. Meinem Bruder, sagte sie zu sich selbst, habe ich dadurch eine große Freude verdorben, mich selbst des Vergnügens beraubt, sie mit anzusehen, der Mutter habe ich Schaden zugefügt, und ihr dabey noch Verdruß gemacht. Aber in Zukunft will ich schon ordentlicher seyn, und es soll durch mein Versehen ge-

wiß nicht so bald ein ähnlicher Schaden geschehen.

Das war ein herrlicher Vorsatz. Aber Julie blieb ihm nicht treu. Sie fing zwar an, alle ihre Sachen aufzuräumen, und in die schönste Ordnung zu bringen. Lächelnd nahm sie ihren Vater und die Mutter bey der Hand, führte sie zu ihrem Schranke, und zeigte ihnen die neue Ordnung. Das Lob, das sie deßhalb von ihren Eltern erhielt, schmeichelte ihr sehr; ein Paar Tage lang sah' sie auch auf ihren Anzug mit mehr Sorgfalt als sonst; war immer ordentlich gekleidet, und verrichtete das, was ihr aufgetragen wurde, mit Pünktlichkeit. Wäre dieses so fortgegangen: so wäre aus Julien das ordentlichste Mädchen geworden. Doch leider dauerte es nicht lange. Sie wurde bald wieder nachläßiger, sah weniger auf ihren Anzug, ließ ihre Sachen am unrech-

ten Ort liegen, und richtete die erhaltenen Aufträge nicht mit der nöthigen Pünktlichkeit aus.

Zu Ende des Frühlings machten ihre Eltern eine Reise, von der sie nur nach acht Tagen zurückkehren wollten. Julie wohnte unterdeß bey ihrer Großmutter. Julie! sagte der Vater, ehe er abfuhr, gehe noch heute zu Andres Feldmann und sage ihm, daß er mir morgen oder übermorgen das Heu von der großen Wiese nach Hause fährt. Vergiß es aber nicht!

Julie versprach, diesen Auftrag nicht zu vergessen, und wirklich ging sie auch nach der Abreise ihrer Eltern zu Feldmann, traf ihn aber nicht zu Hause an. Sie wollte des Abends wieder zu ihm gehen, da bekam sie aber von Emma einen Besuch, und vergaß den Auftrag ihres Vaters und ihr gethanes Versprechen ganz. Den Tag darauf

fiel es ihr wohl mehrmahls ein, allein da kam bald dieß bald jenes dazwischen, und Julie dachte: Es hat mit der Sache wohl noch Zeit; einen Tag früher oder später! Am dritten Tage sagte das unordentliche Mädchen das nehmliche, und erst am vierten, da es eben zu regnen anfing, ging Julie zu Feldmann, und meldete ihm den Auftrag des Vaters.

Liebe Mamsell, sagte Feldmann, wenn Sie nur zwey Tage früher gekommen wären. Jetzt ist es zu spät. Ich habe bis vorgestern immer gewartet, daß mir Ihr Herr Vater etwas Bestimmtes werde sagen lassen; da dieß nicht geschehen ist: so habe ich meine Pferde gestern auf vier Tage vermiethet, und kann daher das Verlangen Ihres Herrn Vaters nicht befriedigen.

Jetzt wurde es Julien doch etwas ängstlich ums Herz. Sie besorgte, daß ihr Va-

ter wegen der zu späten Ausrichtung seines Auftrages, auf sie unwillig werden würde. Unglücklicher Weise wurde der Regen immer stärker, und fiel drey Tage nach einander in Einem fort. Einen Tag darauf kamen Juliens Eltern zurück. Wir sind tüchtig gebadet worden, liebe Tochter, sprach der Vater; Gottlob! daß wir einmahl ins Trockne gekommen sind! Der Regen ist sehr zur unrechten Zeit gekommen; Es liegt noch viel Heu auf dem Felde! Das wird größtentheils verdorben seyn. Das unsre ist doch eingefahren worden? Du hast wohl nicht vergessen, zu Feldmann zu gehen, liebes Julchen?

Julchen wurde im Gesichte roth, und stotterte einige Worte her, die der Vater nicht verstehen konnte. Endlich verstand er sie, zuckte die Achseln, und sagte verdrießlich: Daß man sich auf dich doch auch gar nicht verlassen kann! Es war eine Kleinigkeit, und

auch diese hast du nicht gehörig ausgerichtet. Wie weit geht deine Unordentlichkeit! Weißt du denn auch, daß du mir dadurch einen großen Schaden gethan hast? Das schöne Heu ist nun verdorben! das Vieh wird es nicht fressen wollen. Ich muß dafür anderes kaufen; dieß wird mir in diesem Jahre hoch zu stehen kommen. — Doch auch dann, wenn du durch deine Unordentlichkeit keinen Schaden anrichtetest, auch dann wärst du dieses häßlichen Fehlers wegen zu tadeln. Ein unordentliches Frauenzimmer verdient nicht, daß man es schätzt und liebt; Unordnung ist bey keinem Menschen zu billigen, am wenigsten aber bey einem Frauenzimmer. Ich bitte dich, Julie, nimm dich zusammen, und werde ordentlicher! Du und andere, werden sich dann wohler befinden.

Die arme Julie! Sie hatte sich so sehr auf die Wiederkunft des Vaters gefreut!

Diese Freude wurde ihr jetzt so sehr verbittert. Der Vater zeigte ihr ein unfreundliches Gesicht; die Mutter desgleichen. Aber wer war Schuld daran? Niemand anders, als sie selbst. Dieß fühlte sie gar wohl, und ihr Unmuth war um so größer.

Und doch wurde Julie nicht ordentlicher. Vielleicht wäre sie dieß mit zunehmendem Verstande geworden, aber unglücklicherweise starb ihre verständige Mutter, die ihre Tochter sorgfältig zu allem Guten anleitete. Ihr Vater konnte sich bey seinen vielen Geschäften um Julien nicht so sehr bekümmern, als er es bey mehr Muße gethan haben würde; sie gewöhnte sich daher ihre Unordentlichkeit nicht nur nicht ab; sondern nahm in diesem Fehler mit jedem Tage zu, so, daß sie endlich zum Sprichworte wurde. Wollte man von einem Mädchen sagen, daß

es sehr unordentlich sey, so sagte man: Sie ist so unordentlich als Lyks Julie!

Eines Frühlings zog sie sich durch ihre Unordentlichkeit einen großen Schmerz zu. Sie hatte sich achtzehn Enteneyer gekauft, die sie von einer Truthenne ausbrüten ließ. Als die Jungen ausgekrochen waren, wußte sie sich vor Freude nicht zu lassen. Sie wuchsen größer, und bekamen mit jedem Tag ein schöneres Ansehen. Julie pflegte sie sehr sorgfältig, und befand sich immer sehr wohl, wenn das Trüppchen Enten zu ihr gelaufen kam, und gierig das Futter auffraß, das sie hinstreute. Sie hielt sie in einem kleinen Ställchen, das ihr der Vater zu diesem Gebrauche eingeräumt hatte. Julie, sagte er, als er dieß that, hier an der Thüre ist ein Loch, durch welches ein Iltis oder Marder bequem durchkriechen kann. Verstopfe es, oder laß es dir von dem Knechte

mit einem Brete verschlagen, und das so bald als möglich, sonst kommst du um die hübschen Thiere. Julie wollte dieß thun, verschob es aber von einem Tage zum andern.

Eines Morgens tritt sie in das Ställchen — welch' ein Schrecken! alle jungen Entchen liegen ohne Kopf da. Zu Thränen bewegt, sah Julie die armen, von einem Marder ermordeten Thiere, einige Minuten an, und klagte dann schluchzend ihrem Vater ihr Unglück. Schreib' es dir selbst zu, sagte dieser. Wärest du ordentlicher gewesen, und hättest du das Loch, wie ich dir anrieth, gleich zumachen lassen: so würden die muntern Thierchen noch leben. Warum weinst du jetzt? Das hilft zu nichts. Jetzt kommt alles zu spät. Es verging eine geraume Zeit, ohne daß sich Julie über ihren Verlust ganz zufrieden geben konnte.

Jedermann, der Juliens Unordnung genauer kannte, glaubte, daß sie nie von einem Manne zur Frau gewählt werden würde, und dieß wäre vielleicht auch eingetroffen, wenn nicht zufälliger Weise ein junger Gutsbesitzer ihren Vater besucht und — da er ihre Fehler in der kurzen Zeit seines Aufenthalts bey ihr nicht kennen lernen konnte — sich entschlossen hätte, mit ihr sich zu verehlichen. Kaum aber lebte er mit ihr einen Monath, als er ihren Hang zur Unordnung wahrnahm, und es bereute, sie zu seiner Frau gewählt zu haben. Seine Geschäfte erforderten gerade eine sehr ordentliche Hausfrau, und da Julie nichts weniger als diese war, so geriethen sie bald in Unordnung, und brachten Herrn Weiker (so hieß Juliens Mann) beträchtlichen Schaden. Er ermahnte Julien zu größerer Ordnungsliebe, er machte ihr Vorwürfe — alles vergebens.

Sie fuhr fort, ihre Geschäfte nicht mit der nöthigen Genauigkeit zu besorgen, die Sachen, die unter ihrer Aufsicht standen, in Verwirrung gerathen zu lassen, und selbst in ihrem Anzuge die erforderliche Reinlichkeit und Ordnung zu vernachläßigen. Und so wie es bey der Unordnung immer geht, daß sie, wenn sie einmahl einreißt, immer größer und größer wird, so geschah dieß auch hier.

In Weikers Hause sah es bald so bunt und verwirrt aus, daß seine Freunde, die ihn, als er noch unverehlicht war, sehr oft und sehr gerne besuchten, sich jetzt scheuten, zu ihm zu kommen.

Anfangs hatte Weiker Julien aufrichtig und zärtlich geliebt; jetzt, da sie ihm durch ihr liederliches Wesen so vielen Verdruß machte, wurde er kälter gegen sie, und war oft in der Nothwendigkeit, sie zu ta-

deln. Auf diese Weise gab es fast alle Tage Streit und Aerger, das Glück der Ehe wich ganz von ihnen, und ihr Leben wurde immer mehr verbittert. Weikers Freunde bedauerten ihn, daß ihm ein so unordentliches Weib zu Theil geworden sey, und die ganze Gegend, die ihn kannte, tadelte und verachtete Julien.

Es wäre überflüssig, die Unglücksfälle zu erzählen, die durch Juliens Unordentlichkeit veranlaßt wurden; nur einer kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, weil er für Weiker zu groß und für Julien zu wichtig war. In der Küche des Weikerschen Hauses wär ein kleiner Wandschrank angebracht, in welchem verschiedene Kleinigkeiten, unter andern auch der Essig, aufbewahrt wurde. Julie schenkte eines Morgens einem Tagelöhner im Hofe ein Glas Kornbranntwein ein. Statt die Flasche wieder an ih-

ren gehörigen Ort zu setzen, ging sie mit ihr in die Küche, und verschloß sie in jenen Wandschrank. Zu Mittage zerläßt die Köchinn in einer Pfanne Speck, den sie zum Einbrennen des Salats nöthig hat. Sie öffnet den Schrank, um Essig heraus zu hohlen, und auf den Speck zu gießen. Unglücklicher Weise kommt ihr die Branntweinflasche in die Hand. Sie gießt ziemlich viel daraus in die Pfanne. Der Branntwein fängt Feuer; die Köchinn, erschrocken darüber, läßt die Pfanne auf einen Haufen Späne fallen, die in der Nähe lagen; diese fangen an zu brennen, und bald greift das Feuer mit Heftigkeit um sich. Es entsteht Lärm, und viele Nachbarn laufen herbey, um die Flamme zu löschen.

Julie! rief Weiker, nur schnell den Schlüssel zur Scheune her, damit die Feuerspritze gehohlt werden kann. Noch kann

das Feuer gedämpft werden. Aber nur schnell den Schlüssel herbeygeschafft! Du hast ihn gestern gehabt!

Julie, die vom Schrecken ganz betäubt war, lief schnell in die Kammer, wo der Schlüssel zur Scheune zu hängen pflegte. Sie fand ihn nicht — denn sie hatte ihn den Tag vorher in einer andern Kammer liegen lassen. Dieß fiel ihr nicht mehr ein. Aengstlich suchte sie herum, fand ihn aber nicht. Das Feuer, das leicht hätte gelöscht werden können, wenn die Spritze gleich bey der Hand gewesen wäre, griff indeß um sich, und bald stand das Dach in lichten Flammen!

Julie wollte jetzt aus ihren Schränken manches retten, allein sie hatte die Schlüssel verlegt, und konnte sie durchaus nicht finden. Ohne etwas zu retten, flüchtete sie sich, da sie es vor Rauch nicht länger aus-

halten konnte, aus dem Hause, und sah in einiger Entfernung mit gerungenen Händen, den Verwüstungen der Flammen zu.

In zwey Stunden war nicht nur das schöne Gut ihres Mannes, mit allem darin Befindlichen, sondern auch vier Häuser des daran stoßenden Dorfes beynah in einen Aschenhaufen verwandelt. Der Schade, besonders der, den Weiker litt, war sehr groß. Julie, die an dem ganzen Unglücke Schuld war, stand wie eine Verzweifelnde da, und machte sich bittere Vorwürfe. Ihr Mann sagte ihr zwar nichts; aber sein kaltes, düstres Schweigen war Strafe genug für sie.

Die Entstehung der Feuersbrunst wurde gerichtlich untersucht, und dabey klärte es sich denn auf, daß Julie die eigentliche Ursache davon gewesen sey. Sie wurde vor Gericht gefordert, und auf dem Wege dahin mit Herz angreifenden Vorwürfen von

dem Volke überhäuft. Kaum daß sie es wagte, ihr Auge zu erheben. Die Richter sprachen sehr strenge zu ihr, und da sie dessen überführt wurde, wessen man sie beschuldigte: so bestimmten die Richter ihrem Manne eine harte Geldbuße —

Wer war jetzt unglücklicher als Julie! Von der einen Seite der Verlust eines ansehnlichen Vermögens, von der andern stille Vorwürfe des Mannes und lauter, bitterer Tadel der Einwohner des Dorfes und der ganzen Gegend! O dieß alles drückte die Unglückliche schwer danieder! Sie glaubte, sie würde diese Schmach nicht lange überleben können!

Bis das Gut wieder aufgebaut war, wohnte sie mit ihrem Gatten in einem kleinen Hause des Dorfes. Sie ging fast gar nicht aus, und geschah dieß auch, so geschah es des Abends, wenn es schon fin-

ster war. Melancholie und Schwermuth bemächtigten sich ihrer fast ganz. Niemand auf der ganzen Welt war da, zu dem sie in ihrem Elende ihre Zuflucht nehmen, dem sie ihre innere Leiden klagen konnte. Sie stand nun ganz verlassen da. Nur ihr Mann war ihr noch übrig. Aber auch der hatte ihr sein Vertrauen und seine Liebe entzogen. Diese wieder zu erlangen, war jetzt ihr höchster, ihr heiligster Wunsch. Reuevoll sank sie ihm eines Abends an die Brust, und bath ihn mit Thränen um seine Liebe. Er wurde gerührt, und söhnte sich mit ihr aus. Als das Gut fertig war, und man es bezog, fiel sie ihm in der ersten Stube, die sie betraten, um den Hals, und gelobte ihm, in Zukunft mehr auf Ordnung zu halten. Es wurde ihr schwer, aber sie hielt ihr Versprechen, und das Leben wurde ihr nicht nur wieder lieb, son-

dern sie fand es jetzt auch schöner als sonst. Allmählich verlor sich auch die Abneigung anderer Menschen gegen sie, und man fing an sie zu achten. Oft soll sie, wenn Mädchen um sie versammelt waren, zu ihnen im mütterlichen Tone gesagt haben: O lieben Kinder, gewöhnet euch schon in eurer frühen Jugend an Ordnung; unordentliche Mädchen achtet und liebt niemand.

XII.

Die Mutter von mehr als sechzig Kindern.

In Thüringen lebt ein Mann, der schon viele Kinder zu geschickten und guten Menschen erzogen, und für die deutsche Jugend viel Lehrreiches, Schönes und Unterhaltendes geschrieben hat. Gewiß kennen ihn die meisten Leserinnen dieses Buches. Er heißt Salzmann.

Schnepfenthal heißt der Ort, wo Salzmann als Vorsteher einer berühmten Erziehungsanstalt lebt, in welcher Kinder aus den

verschiedensten Gegenden Deutschlands, aus der Schweitz, Frankreich, Portugal, Schweden, Dänemark, Rußland und andern Ländern von mehr als zwanzig Lehrern und Lehrerinnen gebildet und erzogen werden. Manche dieser Lehrer haben für die deutsche Jugend schon manches gute Buch drucken lassen. Z. B. Guts Muths, Blasche, Ausfeld, drey Kinderfreunde, die große Achtung verdienen.

Alle Zöglinge, die in Schnepfenthal gebildet werden, heißen den würdigen Salzmann Vater. Sieht man ihn im Kreise von mehr als fünfzig Pflegesöhnen und einer beträchtlichen Anzahl eigner Kinder: so erscheint er als ein ehrwürdiger Patriarch, und man denkt sich wohl im Stillen: Das ist ein gesegneter, glücklicher Vater!

Aber diese vielen Kinder, haben sie nicht auch eine Mutter?

Die haben sie freylich, und eine recht liebe, gute Mutter. Salzmanns Gattinn, Sophie, umfaßt alle Zöglinge von Schnepfenthal mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe, sie siehet sie wie ihre eignen Kinder an, und wird von ihnen daher auch mit Recht Mutter genannt.

Frau Sophie Salzmann ist eine geborne Schnell, und wurde von ihrem Vater, einem Prediger im Thüringschen, gut erzogen. Salzmann wählte sie zu seiner Gattinn, als er noch Prediger zu Rohrborn, einem Dorfe bey Erfurt, war. Wenn er späterhin so manchen bedeutenden Plan glücklich ausführte, so hatte er gewiß einen großen Theil des Gelingens seiner thätigen Gattinn zu danken.

Salzmann kam als Prediger von Rohrborn nach Erfurt und von da als Religionslehrer nach Dessau, an das berühmte Basedowsche Erziehungs-Institut, das unter dem Nahmen des Dessauischen Philantropins bekannt ist. Der Himmel schenkte ihm außer seinen Pflegesöhnen auch mehrere eigne Kinder. Sein Amt und seine vielen schriftstellerischen Arbeiten hätte er bey weitem nicht mit der Heiterkeit der Seele und so ungestört betreiben können, wenn nicht seine Gattinn das Hauswesen in bester Ordnung erhalten, und für die Kinder mit mütterlicher Liebe gewissenhaft gesorgt hätte. Späterhin vermehrten sich ihre Verdienste um ihren Mann und seine Familie.

Salzmann verließ das Philantropin, das nach einiger Zeit ganz unterging, und faßte den Entschluß, eine eigne Erziehungsanstalt zu gründen. Er kaufte sich in dem

Herzogthum Gotha, dicht am Thüringer Walde, ein Rittergut, und führte in der Nähe desselben auf einem wüsten Hügel ein großes Gebäude auf, in welchem seine Zöglinge wohnen sollten.

Dieses Unternehmen war mit sehr vielen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verbunden. Es wäre vielleicht nicht ausgeführt worden, wenn Salzmann nicht männlich standhaft darauf beharrt, und seine gute Frau ihn dabey durch ihre Thätigkeit und Gefügigkeit nicht unterstützt hätte. Sie hat Verzicht auf alle Freuden des gesellschaftlichen Lebens, ertrug manche andere Entbehrungen und Lasten mit ausdauernder Geduld, und leitete die häuslichen Angelegenheiten ihrer Familie mit einer so großen Emsigkeit und Klugheit, daß Salzmann ungestört seine Entwürfe verfolgen, und sich der Ausführung derselben ganz widmen konnte.

Die Erziehungsanstalt kam zu Stande. Das erste Gebäude reichte nach einiger Zeit nicht hin, alle Zöglinge zu fassen; es mußte ein zweites Haus aufgebaut werden. Jetzt (im Jahre 1806) stehen deren vier da, und vielleicht dürfte auch bald das fünfte nöthig seyn.

Aber durch diesen glücklichen Fortgang der Erziehungsanstalt erwuchs auch für Frau Salzmann eine größere Menge von Geschäften und mit diesen die Nothwendigkeit, auf fast alle Freuden der Geselligkeit des Lebens Verzicht zu thun. Wer es weiß, wie schwer dieß jedem Menschen, wie schwer es besonders dem weiblichen Geschlechte fällt: der wird auch die Verdienste der Schnepfenthaler Pflegemutter um so leichter anerkennen und um so höher schätzen.

Salzmanns Gattinn hatte in den ersten Jahren die Leitung des weitläuftigen

Hauswesens fast ganz allein auf sich. Ohne Hülfe einer gelernten Köchinn besorgte sie den Tisch für dreyßig, vierzig Personen; das Kleiderwesen ihrer Pflegesöhne; die Wäsche, und wie die häuslichen Geschäfte einer Hausmutter alle heißen. Wie viel dieses auf sich habe, wissen alle die, welche grössern Haushaltungen vorstehen. Uebersehen darf man hiebey nicht, daß Frau Salzmann zugleich Mutter von fünfzehn Kindern wurde, von welchen dreyzehn am Leben sind. Ihre Wartung und Pflege in den ersten Jahren, wie viele Sorgen und Lasten verursachten sie der gewissenhaften Mutter, die ihre Kinder selbst stillte, und sie nur selten andern Händen anvertraute! In der Erziehung ihrer ältern Töchter wurde sie späterhin von einer sehr würdigen Freundinn, Frau Ausfeld, und der trefflichen Schwester derselben, Demoiselle Kranichfeld, so

wie auch von der edlen Tochter der erstern, Frau Alberti, unterstützt, so wie ihr jetzt ihre älteren, erwachsenen und zum Theil verheiratheten Töchter in Führung des Hauswesens kräftig beystehen.

Von mehr als sechzig jungen Personen wird sie jetzt Mutter genannt. In Unruhe und Störungen aller Art verfließen noch immer ihre Tage. Denn von früh Morgens bis in die späte Nacht wird sie von Kindern umgeben und überlaufen, und Kinder sollen nicht die ruhigsten Gesellschafter seyn. Bey diesen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn sie von dem, was man Zerstreuung und gesellige Freuden nennt, wenig genießt, daß oft selbst Jahre vergehen, ohne daß sie in manchem der vier Erziehungshäuser einen Besuch abstattet, und daß man bisweilen Monathe in Schnepfenthal leben kann, ohne die Pflegemutter gesehen zu ha-

ben, wenn es nicht im Bethsaale oder auf einem Spaziergange geschah. In unsern Tagen, wo alles nach Zerstreuung und Genuß hascht, und stille Häuslichkeit und Eingezogenheit unter dem weiblichen Geschlechte immermehr abnimmt, ist eine solche Frau eine der seltensten Erscheinungen, die unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme in hohem Grade verdient. Unstreitig ist Frau Sophie Salzmann ein Muster der edelsten weiblichen Aufopferung, und wenn Deutschland und andere Länder der Schnepfenthaler Erziehungsanstalt manches Gute verdanken, so erfordert es die Gerechtigkeit, daß man dabey den großen Antheil nicht vergesse, den daran die redliche Pflegemutter hat. Erfreulich und lohnend muß für sie der Gedanke seyn: daß sie dem Wohle der Welt alle ihre Zeit geweiht und fast alle irdischen Genüsse aufgeopfert habe.

Mit Liebe und Vertrauen hängen ihre eignen und ihre Pflegekinder an ihr. Ihr zu Ehren haben sie einer Quelle, die sie einst in einem schönen Thale bey Schnepfenthal an ihrem Geburtsfeste entdeckten, den Nahmen Sophien-Quelle gegeben. Ohne Geräusch, aber mit froher Theilnahme wird jährlich am 11ten Januar ihr Geburtstag gefeyert. Salzmann, so glücklich im Erfinden einfacher Festlichkeiten, sucht der würdigen, verdienten Gattinn an diesem Tage immer eine überraschende Freude zu bereiten. Eines Jahres führte er sie des Abends in sein Zimmer, wo die Tafel für seine Familie gedeckt, und manche Blumenverzierung angebracht war. Es wurden die Thüren zu dem anstoßenden Speisesaale geöffnet. An mehrern Tafeln saßen hier die Pflegesöhne mit ihren Lehrern und Erziehern. In Begleitung des Flügels erhob die Tischge-

sellschaft einen festlichen Gesang. Während desselben traten einzelne Partieen durch den Speisesaal in Salzmanns Zimmer zur Pflegemutter, und brachten ihr Glückwünsche dar. Zuerst kamen ihre Kinder, dann ihre Schwiegerkinder, hierauf ihre Enkel, ihnen folgten Pflegesöhne, die keine Mütter mehr hatten u. s. w. Der Vers, der bey dem Eintritte einer jeden dieser Partieen gesungen wurde, hatte Beziehung auf dieselbe. Es war ein rührendes Schauspiel. — Salzmanns Familie versammelt sich an diesem festlichen Tage immer in dem Zimmer der Pflegemutter, wünscht ihr Glück, und stimmt ein frohes Danklied an. Den 11ten Januar 1806 sangen ihre Kinder folgende, von Herrn Weissenborn, einem Salzmannschene Schwiegersohne, gedichteten Strophen:

Wer nährte mich an sanfter Brust,
Hielt schaukelnd mich, mir unbewußt,
Im Arm', und küßte mich mit Lust? —
Die Mutter.

Wenn mir der Schlaf vom Auge wich,
Wer war's, der leise zu mir schlich,
Und sang in süßen Schlummer mich? —
Die Mutter.

Wer war es, der mit treuer Hand
An meiner Lagerstätte Rand
Gelehnt, die Thrän' im Auge, stand? —
Die Mutter.

Wenn Schmerz und Krankheit mich umschlang,
Wem schlug um mich der Puls so bang,
Weil Todesfurcht das Herz durchdrang? —
Der Mutter.

Wer kleidete mich nett und rein,
Half mir bey allen Spielen ein —
Ward mit dem kleinen Liebling klein? —
Die Mutter.

Und fiel ich hin: wer sprang herzu,
Erzählt' ein Märchen, das im Nu
Gab wieder die verlorne Ruh'? —
Die Mutter.

Wer that mir heil'ge Sprüche kund,
Entlockte sie dem zarten Mund',
Und hielt mir Seel' und Leib gesund? —
Die Mutter.

Die Du so liebend mich bedacht,
Wie wird Dir frommer Dank gebracht,
Daß du Dein Kind so treu bewacht,
O Mutter!

Wird Deine Kraft einst mindern sich,
Laß diesen Arm dann stützen Dich!
Laß Deine Lasten tragen mich,
O Mutter!

Und müßt' ich mehr Dich leiden sehn:
Will ich an Deinem Lager stehn,
Die Thrän' im Aug' — um Lind'rung flehn,
O Mutter!

Denn Er, der über Sternen wohnt,
Neigt väterlich Sein Ohr und lohnt
Dem Kinde, das Dich ehrt und schont,
O Mutter!

* * *

Wer wird nicht in den herzlichen Wunsch mit einstimmen: Daß Gott eine so würdige Frau, eine so verdienstvolle Mutter der Welt, ihrer Familie und der Anstalt zu Schnepfenthal noch lange gesund und wohl erhalten möge!

XIII.

Der Augenarzt.

Theodor Starke galt allgemein für den reichsten Einwohner der Stadt, in der er lebte. Zwey der schönsten Häuser darin gehörten ihm, seine Gärten wurden von jedermann bewundert; er fuhr mit vier prächtigen Pferden, hatte mehrere Bediente und Geld die Hülle und die Fülle, wie sein Nachbar zu sagen pflegte.

Und doch war Herr Starke und seine Frau, Amalie, nicht glücklich. Das, was andere für einen Segen des Himmels hal-

ten — Kinder nehmlich — verbitterte ihnen das Leben. Nur zwey hatte ihnen der Himmel geschenkt, einen Sohn, Ludwig, und eine Tochter, Eleonore. Ihr Anblick gewährte den zärtlichen Eltern in den ersten Jahren ihres Daseyns unendliches Vergnügen. Mehr als alle Schätze, die sie besaßen, galten ihnen ihre Kinder. In ihnen erkannten sie sich selbst, durch sie wurden sie in ihre eigne Kindheit zurück versetzt, und wer an ihren Kindern Gefallen hatte, war ihnen lieb und theuer. Ach, diese Kinder wurden späterhin für sie die Quelle mannigfaltiger Leiden.

Aus Ludwig sollte ein vorzüglicher Mann werden. Nichts wurde versäumt, seine Seelenkräfte auszubilden, und um dieß mit desto besserem Glücke zu erreichen, wurde er schon — trotz den Gegenvorstellungen der Mutter — in seinem zehnten Jahre auf

eine lateinische Schule geschickt, die zwanzig Meilen von seiner Vaterstadt entfernt lag. In dem Hause eines Anverwandten wurde für ihn Wohnung und Kost ausgemacht.

Unglücklicher Weise gerieth Ludwig in böse Gesellschaft. Seine Freunde verführten ihn nicht nur zur Vernachläßigung seiner Schularbeiten, sondern auch zu mehreren Untugenden — zur Unmäßigkeit im Essen und Trinken und zum Spiele. Das Geld, das er von seinen Eltern erhielt, verschmauste und verspielte er, und machte noch obendrein Schulden. Er fürchtete die Vorwürfe seiner Eltern, und verließ heimlich seinen Aufenthaltsort, gerade als er in sein vierzehntes Jahr trat.

Unbeschreiblich groß war der Schmerz, den seine guten Eltern darüber empfanden. Sie bothen alles auf, seinen Aufenthalt zu erforschen. Vergebens! Es verging ein Jahr

nach dem andern, ohne daß sie das mindeste von ihm hörten, und endlich gaben sie ganz die Hoffnung auf, ihn je wieder zu sehen. Aber oft erinnerten sie sich an ihn, und diese Erinnerungen waren mit bitterm Schmerz verbunden.

Es blieb ihnen nur noch ein einziges Kind, Eleonore, übrig. Zwey Jahre jünger als ihr verlorner Bruder, hing sie mit der zärtlichsten Schwesterliebe an ihm, und empfand über seinen Verlust tiefen Kummer. Kam auf ihn die Rede, so regten sich in ihrem Herzen schmerzliche Empfindungen, sie brach in Thränen aus, und konnte nicht leicht wieder beruhigt werden; daher ihre Eltern sich sorgfältig in Acht nahmen, in ihrer Gegenwart von Ludwig zu sprechen.

Eleonore wuchs schnell empor, und war die Freude, der Stolz ihrer guten Eltern. Sie besaß die Tugenden ihrer redlichen Mut-

ter, und nahm durch ihr liebenswürdiges Wesen jedermann für sich ein.

Schon hatte sie das neunzehnte Jahr zurückgelegt, als ein wohlhabender, geschickter und rechtschaffener junger Mann sie näher kennen lernte, liebgewann und sie zu seiner Frau wählte. Er theilte Eleonoren und ihren Eltern die Wahl seines Herzens mit, und beyde begünstigten seine Wünsche. Eleonore liebte ihn mit der größten Zärtlichkeit, und jedermann, der beyde kannte, zweifelte nicht, daß sie mit einander in der glücklichsten Ehe leben würden. Der Bräutigam sah dem Tage der Trauung mit Sehnsucht und Freude entgegen, und es wurden bereits große Anstalten zur Hochzeit gemacht. Ach, da zog sich über dem Haupte des Brautpaares und Eleonorens Eltern eine trübe Wolke zusammen, die nichts Gutes andeutete!

Eleonore war eine große Freundinn von Büchern. Ihre Erhohlungsstunden brachte sie fast immer mit Lesen zu. Sie ging dann gerne mit einem Buche in der Hand im Garten auf und ab spazieren. Ein Hausfreund hatte zufälliger Weise bemerkt, daß sie selbst im Sonnenschein, wann die Strahlen gerade aufs Papier fielen, zu lesen pflege, und ihr die freundschaftliche Erinnerung gegeben, dieß ja zu unterlassen, weil es für die Augen schädlich sey. So folgsam auch Eleonore gegen solche Ermahnungen war, so vernachläßigte sie doch diese; sey es darum, weil sie dieselbe vergessen hatte, oder weil sie die Sache für übertrieben hielt, genug, sie las auch fernerhin, wie zuvor, im Sonnenlichte.

Jetzt, da das liebenswürdige Mädchen einer glücklichen Verbindung mit einem edlen Manne so nahe war, traten auf einmahl die bösen Folgen ihrer Unvorsichtigkeit ein.

Sie fing an, in den Augen leise Schmerzen zu fühlen, die immer heftiger wurden; es umzog dieselben ein feiner Nebel, und oft schien es ihr, als wenn Funken davor umhertanzten. Nach einiger Zeit verlor sie fast ganz das Gesicht.

Wer beschreibt den Schrecken der unglücklichen Eltern, denen nun auch ihr noch einziges Kind keine Freude machen sollte! wer die Trauer des Bräutigams, dem ein so unseliger Vorfall die schönsten Wünsche vereiteln und eine Gattinn rauben sollte, die er über alles liebte! Wer beschreibt endlich Eleonorens Gram, der ihre liebende Brust erfüllte, als sie ihre süßesten Hoffnungen gleich einem Nebel verschwinden, und den traurigsten Zustand, der sich nur denken läßt, vor sich sah! Der Gedanke, daß sie gänzlich erblinden, und so um die schönsten und reinsten Freuden der Welt, um die Freuden

der Natur, kommen könne, dieser Gedanke schlug sie nieder.

Die Unglückliche! Was sie befürchtete, und woran sie nicht ohne Schauer denken konnte, traf ein. Sie wurde fast ganz blind. Mehrere Aerzte, die zu Hülfe gerufen wurden, stimmten darin überein, daß sie den Staar bekommen habe. Bey der Frage: ob dieses Uebel nicht zu heben sey, zuckten sie die Achseln und gestanden, daß sie nicht im Stande wären, für den guten Erfolg ihrer Kur zu stehen. Ein einziges Mittel, sagten sie, bliebe noch übrig, nehmlich den Staar zu stechen; aber diese Operation sey gefährlich, und könnte, da keiner von ihnen sich darin eine große Geschicklichkeit zutraute, vielleicht unglücklich ablaufen.

Starkens Haus wurde jetzt zur Wohnung der Trauer und des Jammers. Mit schwerem Herzen sah er das Unglück seiner ge-

liebten Tochter, dem er mit all' dem vielen Gelde, das er besaß, nicht abhelfen konnte. Was helfen mir meine Schätze? sagte er einmahl, etwas niedergeschlagen — Wer wird sie nach meinem Tode gehörig verwalten? Sie machen meine Leiden nur größer. Alles gäbe ich hin, wenn ich der armen Eleonore dadurch ihr Gesicht wieder verschaffen könnte.

Noch trostloser war die Mutter. Kein Tag verging, daß sie nicht das Unglück ihrer Tochter beweinte, und lange Zeit hindurch hatte sie fast lauter schlaflose Nächte.

Eleonorens Bräutigam fühlte sich eben so niedergedrückt durch den traurigen Zustand der Unglücklichen. Sehen Sie sich um eine andere Gattinn um, sprach Theodor Starke zu ihm, meine Tochter kann nun die Ihrige nicht werden — eine blinde Frau würde nur Ihr Unglück machen. Dem Bräu-

tigam standen bey diesen Worten die Thränen in den Augen. Lieber Vater, (erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne) versetzte er, noch einen Monath will ich warten, vielleicht verschwindet das Uebel. Ich fühle, daß ich nur an Eleonorens Seite ganz glücklich leben kann! Lassen Sie mich daher immer warten; noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Theodor Starke drückte ihm treuherzig die Hand, und sagte leise zu ihm: Ich hoffe nichts, lieber Sohn!

Der Monath verging, mehrere Aerzte boten alles auf, der Unglücklichen zu helfen. Alles vergebens! Noch einen Monath wollte der Bräutigam warten; auch dieser war dahin, ohne daß es mit Eleonore besser geworden wäre.

Häusliche Angelegenheiten nöthigten den jungen Albert, (so hieß der Bräutigam)

nach seiner mehrere Meilen entfernten Vaterstadt zu reisen. Mit schmerzlicher Wehmuth trennte er sich von Eleonoren. Nach einigen Wochen war er wieder bey ihr, und fand sie noch immer blind. Schon hatte ihr Vater starke Summen aufgewandt, um ihr Auge zu retten, doch ohne den gewünschten Erfolg. So verging ein halbes Jahr, und Albert wünschte und hoffte noch immer. Die treue Liebe zu Eleonoren nahm ihr Herz noch mehr für ihn ein, und der Gedanke, mit ihm nicht verbunden zu werden, war ihr äußerst schmerzlich. Sie fügte sich übrigens mit edler Geduld in ihr Unglück, und beklagte nur, daß sie die Wünsche und Hoffnungen ihrer Eltern nicht erfüllen könne. Stärker als jemahls erwachte jetzt bey ihr die Erinnerung an ihren Bruder. Wenn der nur da wäre, sagte sie oft zu ihren Eltern, dann wäre ich getröstet. Er würde

Ihre Freude, und im Alter Ihre Stütze seyn. Jetzt haben Sie niemanden, der Ihnen, gute Eltern, zur Seite stände. Und auch mir wäre geholfen, wenn Ludwig bey uns wäre. Ich könnte mich mit ihm unterhalten, und wenn Sie einmahl — doch an den Tod und an die traurige Lage, die mir dann bevorsteht, will ich jetzt noch nicht denken.

Die Eltern trösteten sie, und Eleonore nahm ihren Trost an, und ging der finstern Zukunft mit ruhiger Seele entgegen.

Da Albert endlich sah, daß Eleonore wohl nie das Gesicht wieder erhalten werde, faßte er nach einem harten Kampfe den Entschluß, ihr auf ewig Lebewohl zu sagen. Jeden Tag wollte er dieses thun, allein immer hielt ihn das starke Gefühl seiner unbegrenzten Liebe zu Eleonoren davon ab, er verschob den Abschied, an den er nicht den-

ken mochte, von einem Tage zum andern, und endlich von einer Woche zur andern.

Zu dieser Zeit verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, daß in der Nähe ein geschickter Augenarzt angekommen wäre, der im Stechen des Staars sehr glücklich sey, und schon viele Kuren mit dem besten Erfolge verrichtet habe.

Diese Nachricht brachte in das Starksche Haus neues Leben und neue Hoffnungen. Der wackere Albert machte sich sogleich auf, um diesen gerühmten Augenarzt aufzusuchen, und kam nach einigen Tagen mit ihm in Herrn Starkens Aufenthaltsort an. Es war ein junger, bildschöner Mann, von den feinsten Sitten und empfehlender Geistesbildung. Er machte dem gefühlvollen Albert zur Wiederherstellung des Auges seiner Braut große Hoffnung. Dieser fiel ihm freudig um den Hals, und bath ihn mit

der rührendsten Herzlichkeit, daß er doch ja seine ganze Kunst aufbiethen möchte, Eleonorens Uebel zu heben. Der Arzt bath es sich aus, daß die Eltern der Blinden bei der Operation nicht zugegen seyn möchten, und begab sich hierauf nach dem Hause derselben.

Mit Standhaftigkeit setzte sich die unglückliche Eleonore auf den Stuhl, zu welchem der Arzt sie führte. Er untersuchte das Auge, griff nach seinen Instrumenten, und begann die Operation, die freylich mit empfindlichen Schmerzen verbunden war, aber auch nur wenige Minuten dauerte.

Es ist alles glücklich vorüber! sagte er jetzt, das Gesicht ist gerettet.

Eleonoren fiel gleichsam eine Decke von den Augen, und wie freudig pochte ihr Herz, als sie wieder etwas sehen konnte. Mit aller Vorsicht war das Zimmer vorher, durch

Herablassung dichter Vorhänge, verdunkelt worden, weil im entgegengesetzten Falle der zu starke Reitz des hereinfallenden Tageslichtes Eleonorens Auge zu sehr angreifen, und völlige Blindheit verursachen konnte. Der Arzt verordnete noch Verschiedenes in Rücksicht der Behandlung der entzückten Eleonore, empfing an Alberts Brust den schönsten Lohn für edle Menschen, den wärmsten, liebevollsten Dank, und begab sich dann eiligst aus dem Hause.

Herr Starke und seine Gattinn kamen jetzt, zitternd vor Furcht und Hoffnung, in das Zimmer. Die Nachricht, daß alles glücklich gegangen sey, und daß Eleonore wieder sehe, brachte beyde, besonders die Mutter, in eine Art von Ohnmachtstaumel. Sie wußten sich vor Freude nicht zu lassen, und bemerkten, vor eigenem Entzücken, das Entzücken des redlichen, edlen Albert nicht. Sie

schickten sogleich eine Kutsche nach dem Augenarzte, aber er wollte nicht erscheinen, sondern bath es sich aus, ihnen nur nach völlig geendigter Kur seine Aufwartung machen zu dürfen.

Als Eleonore wieder ganz hergestellt war, veranstalteten ihre Eltern ein Freudenfest. Schon waren alle Gäste versammelt, als der Augenarzt in den Saal trat. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, alle gingen ihm freundlich entgegen, alle dankten ihm für Eleonorens Rettung. Diese drängte sich durch den Haufen, und wollte ihrem Retter herzlich danken, als dieser sie mit Heftigkeit und Thränen im Auge ans Herz drückte. O wie danke ich dem Himmel, sprach er mit Rührung, daß ich die Geschicklichkeit besitze, durch die ich schon manchem Unglücklichen ein neues Leben schenkte! Jetzt habe ich — meine Schwester gerettet.

Die ganze Gesellschaft staunte über diese Rede. Aber der Arzt sagte traulich zu Eleonoren: Siehe mich an, theure Schwester, ich bin dein Bruder Ludwig.

Jetzt stürzte er seinen Eltern an die Brust, die nicht wußten, was sie zu diesem unverhofften Auftritte denken sollten.

Es entwickelte sich alles bald, und die glücklichen Eltern zweifelten nun keinen Augenblick länger, daß ihr verlorner Sohn an ihrem erfreuten Herzen liege.

Da entstand ein neuer Jubel, man fiel sich von neuem ans Herz, und genoß die Wonne des unerwarteten Wiedersehens. Im Taumel der Freude wurde Ludwig von der Menge der Gäste, die ihn umarmen wollten, beynahe erdrückt. Die Mutter lief frohlockend im Hause herum, und sprach sehr viel — aber ohne Zusammenhang. Die Schwester wollte den wiedergefundenen Bru-

der nicht von ihrer Seite lassen; der entzückte Bräutigam riß ihn aber an sein Herz, und konnte ihm für das Glück, das ihm durch ihn zu Theil werde, nicht genug danken.

So verschwand eine Stunde, bis das Gewirre der Freude sich etwas legte. Jetzt trat Ludwig zu seinen Eltern, küßte ihnen die Hand, und bath sie um Verzeihung, daß er ihnen durch seine heimliche Entweichung so vielen Kummer gemacht habe. Ich wollte, sprach er, zu Ihnen nicht eher zurückkehren, als bis ich mir in irgend einem Fache eine ausgezeichnete Geschicklichkeit erworben hätte. Diese Zeit ist nun da, und es freut mich unendlich, daß ein glücklicher Zufall mich gerade zur rechten Stunde in diese Gegend führte, und mich in den Stand setzte, einer geliebten Schwester zu einem Gute wieder zu verhelfen, dessen Verlust so sehr beklagenswerth ist.

Gerne verziehen die Eltern dem zum Guten zurückgekehrten Sohne. Nach zehn Wochen ward Eleonorens Hochzeit gefeyert. Sie trat an diesem Tage in die glücklichste Ehe, und in Starkens Familie wachte alles zu einem neuen Leben auf. Die Mitglieder derselben lebten immer in Eintracht und Liebe, und erreichten ein hohes Alter.

XIV.

Pauline,

oder

traurige Folgen der Geschwätzigkeit.

Sey immerhin beredt, nur keine Schwätzerinn;
Geschwätzigkeit reißt leicht zu bösen Fehlern hin.

Pauline, die Tochter eines reichen Edelmannes, galt in der Stadt, wo sie lebte, in ihren jüngern Jahren allgemein für ein beredtes Mädchen. Man hörte ihr gerne zu, denn sie sprach schön und verständig. Dieß merkte Fräulein Pauline, und that sich nicht wenig zu Gute darauf. Auch fing sie

von dieser Zeit an zu glauben, daß, wenn sie in Gesellschaft wäre, sie immer recht viel sprechen müßte, weil eben darin, wie sie meinte, die ganze Beredsamkeit läge.

Nun ward aus der liebenswürdigen Pauline ein lästiges, unausstehliches Mädchen. Fast nie stand ihr Mund stille, und weil sie viel zu viel sprach, so konnte es nicht anders kommen, als daß sie oft Dinge vorbrachte, über die jeder verständige Zuhörer lächeln oder die Achseln zucken mußte. Ihre Urtheile waren häufig sehr übereilt, und zuweilen widersprach sich das redselige Kind in einer Stunde wohl zehnmal.

Wurde von Sachen gesprochen, die Pauline nicht verstand, so mischte sie sich dennoch ins Gespräch und plauderte darüber, was ihr gerade einfiel. Oft kamen die ab-

geschmacktesten, albernsten Einfälle zum Vorschein.

Einmahl kam in einer Gesellschaft die Rede auf Schweden und auf das nördliche Rußland. Pauline wollte mitsprechen, hatte aber zum Unglück noch wenige Kenntnisse aus der Erdbeschreibung. Ach, sagte sie, in diese Länder möcht' ich wohl auch einmahl reisen, nur fürcht' ich die entsetzliche Hitze, die dort seyn soll. Aber die edlen Baumfrüchte müssen dafür in diesen Ländern desto delikater seyn; ich würde mich besonders an die Datteln halten; ob es dort wohl auch Ananasse gibt?

Mehrere von der Gesellschaft konnten sich des Lachens nicht enthalten. Fräulein, Fräulein! sagte einer, wenn Sie einmahl nach Schweden oder nach dem nördlichen Rußland reisen, so versorgen Sie sich vors erste mit einem recht warmen Pelzanzuge;

können Sie in Ihrem Reisewagen ein Oefchen anbringen, desto besser!

Pauline merkte gleich, was diese Rede und das Lächeln der meisten Anwesenden bedeuten sollten. Sie wollte ihren Fehler wieder gut machen, und sagte, ohne sich lange zu bedenken: Ich habe mich geirrt, ich habe Schweden und Rußland mit Lappland und Sibirien verwechselt. Nun fällt mirs erst ein, daß die zwey ersten Länder kalte Länder sind; ja, ja; aber Lappland und Sibirien — ja die meinte ich — — dort ists heiß — dort wachsen Fei —

Hier brach die Gesellschaft in ein helles Lachen aus, wodurch Pauline in eine so große und unangenehme Verlegenheit versetzt wurde, daß sie im Gesichte über und über roth wurde, und bald die Augen voll Thränen hatte.

Dergleichen Beschämungen erfuhr Pauline oft; aber ihre Unart, sich in alle Gespräche zu mischen, ließ sie dennoch nicht. Bald hieß sie in der Stadt nicht mehr das beredte Mädchen, sondern — die Schwätzerinn.

Pauline liebte die Gesellschaft. Sie besuchte oft ihre Freundinnen, oder lud dieselben zu sich. Nie war sie froher, als wenn sie mit ihnen zusammen kam. Dann stand ihr Mund fast keinen Augenblick still. Was wußte sie nicht alles zu erzählen! Da hatte sie bald dieß, bald jenes gehört, was sie ihren Freundinnen wieder erzählen mußte, da beschrieb sie die Kleider, die sie vor kurzem bekommen hatte, und die, die sie bald bekommen würde, tadelte oder lobte den Anzug anderer Mädchen, rühmte den Lieute-

nant Soller, der sie ein schönes Kind genannt hatte, lachte den Kammerrath Rolling aus, weil er die Sünde begangen, und sie einmahl voreilig geheißen hatte, schalt ihren Lehrer einen unartigen Mann, weil er ihr zuweilen einen Verweis gab, lobte hingegen den Kammer-Musikus Schall, weil er sie einen schönen Engel zu nennen pflegte. Sie konnte einen halben Tag in der Gesellschaft ihrer Freundinnen seyn, ohne daß es ihr an Stoff zu reden fehlte.

Diese Geschwätzigkeit Paulinens artete immer mehr aus. Sie konnte endlich nichts mehr auf dem Herzen behalten. Da sie immer sprechen wollte, so plauderte sie auch dasjenige aus, was man ihr als Geheimniß anvertraut hatte. Dadurch verdarb sie nicht nur manchen Spaß, sondern richtete auch viel Unheil an.

Einmahl hatte Emilie, ihre beste Freundinn, ihr im Vertrauen gesagt, daß den ersten Junius der Geburtstag ihres Bruders, Karl, sey, daß sie für ihn heimlich eine Weste gestickt, und eine Zeichnung verfertigt habe; ferner, daß sie ihn des Morgens in eine Gartenlaube führen, und ihn dort durch Musik und kleine Geschenke überraschen wollte. Aber schweige ja still davon, sagte die gute Emilie, er weiß noch kein Wort davon, und vermuthet nichts weniger als so etwas. O wie freue ich mich auf die Verlegenheit, in die er auf einige Augenblicke durch diese Ueberraschung gerathen, auf das freundliche Gesicht, das er dazu machen wird! —

Man konnte es der zärtlichen Schwester deutlich ansehen, wie innig sie sich darauf freute. Pauline versprach ihr, ver-

schwiegen zu seyn, und kein Wörtchen davon auszuplaudern. Doch was geschah?

Den letzten May besuchte Karl die Brüder der geschwätzigen Pauline. Sie mischte sich unter sie, und bemühte sich, sie durch allerhand Stadtanekdoten und Tagesneuigkeiten zu unterhalten. Endlich fiel es ihr auch ein, daß am folgenden Tage Karl sein Geburtsfest feyern würde. Was sie von seiner Schwester erfahren hatte, brannte ihr auf dem Herzen; sie wollte damit herausplatzen, hielt aber einige Augenblicke inne, und erinnerte sich an ihr Versprechen. Doch bald fing sie an, auf den folgenden Tag anzuspielen. Ja, sagte sie, Karl wird morgen der König des Festes seyn. — Er wird glänzen, wie ein Karfunkelstein — besonders wird vielleicht eine schön gestickte Weste — Doch, das soll sich morgen schon ausweisen! Wär' ich seine Schwester — ich

würde ihm eine herrliche Zeichnung — Ja, lächle nur Karl, wer weiß was dir bevorsteht! Emilie hat ein erfinderisches Köpfchen und ein zärtliches Schwesterherz. Vielleicht ergreift sie dich des Morgens beym Arm, und führt dich in eine Gartenlaube. Vielleicht, sage ich — wär' ich an ihrer Stelle, ich thäts, und da müßte mir Karl mit Musik empfangen, und durch artige Geschenke überrascht werden. Das müßte eine Freude geben! Aber erfahren sollte er mir im voraus nichts, durchaus nichts Sie machte dazu ein Gesicht, aus welchem Karl vieles errathen konnte, endigte dann ihre Rede mit den Worten: Was ich weiß, das weiß ich! und sprang vergnügt zum Zimmer hinaus.

Nun konnte Karl alles errathen, was ihm von Seiten seiner Schwester am folgenden Tage bevorstand. Die gute Emilie! wie unangenehm war es ihr, als Karl am

folgenden Tage, da sie ihn überraschen wollte, verrieth, daß er bereits alles wisse. Selbst Karln war dies verdrießlich. Seine Freude über die Veranstaltungen der Schwester wäre zehn Mahl größer gewesen, wenn er durch die plauderhafte Pauline nicht schon im voraus damit wäre bekannt gemacht worden. Sie fragte ihn, wie er denn alles erfahren habe, und da sie erfuhr, Pauline habe es verrathen, wurde sie auf ihre Freundinn unwillig.

Du bist mir eine schöne Freundinn! sagte Emilie zu ihr, ich vertraue dir etwas als ein Geheimniß an, bitte dich um Verschwiegenheit, erhalte auch das Versprechen von dir, daß du es bey dir behalten wolltest, und doch plauderst du es aus. Du hast mich und Karln durch deine Schwatzhaftigkeit um eine große Freude gebracht.

Pauline nahm diesen Verweis sehr übel auf. Sie behauptete, ihr Versprechen nicht gebrochen zu haben. Was hab' ich denn nur gethan? rief sie. Ich habe ihm nichts Bestimmtes gesagt; ich habe ja bloß auf die Sache dunkel angespielt, was kann ich dafür, daß er meinen Scherz für Ernst nahm und hinter die Wahrheit kam? Ich bin ganz unschuldig! —

Aber Emilie blieb bey dem, was sie gesagt hatte, und wiederholte es noch ein Mahl: daß Pauline ihr den schönen Spaß verdorben, und ihr unangenehme Empfindungen gemacht habe. Es nicht nöthig, sagte sie, daß man alles gerade heraussagt, man kann ein Geheimniß schon durch einzelne Worte, Winke und Geberden verrathen. Der gute, verschwiegene Mensch hüthet sich auch vor dem letzten.

Seit dieser Zeit waren Emilie und Pauline nicht mehr so vertraut als sonst. Jene entzog dem schwatzhaften Mädchen einen Theil ihres Zutrauens, und wenn sie etwas geheim halten wollte, so nahm sie sich wohl in Acht, es Paulinen anzuvertrauen.

Dieses Mißtrauen, ob es gleich gerecht war, nahm Pauline doch sehr übel auf, und machte der Freundinn Vorwürfe darüber. Doch diese blieb bey ihrer Zurückhaltung gegen Paulinen, wofür sie von ihr auf eine sehr unbillige Weise beurtheilt wurde.

Emilie erfuhr es, daß Pauline Böses von ihr rede, und entzog ihr nun ihre Freundschaft ganz. Das war für Pauline ein grosser Verlust, denn sie verlor in Emilien, die man allgemein schätzte und liebte, ihre aufrichtigste, beste Freundinn.

Eines Morgens kam Herr Will zu Paulinens Vater, dem Herrn von Marienbach, der sehr freundschaftlich für ihn gesinnt war. Pauline befand sich in einer nahen Kammer, und konnte alles hören, was in der daran grenzenden Stube gesprochen wurde.

Ich bin ein unglücklicher Mann! sagte Herr Will, indem er den Herrn von Marienbach treuherzig bey der Hand faßte.

Das wäre! versetzte dieser. Sie ein unglücklicher Mann? Nun, da könnte ich mich für den unglücklichsten halten. Was fehlt Ihnen, Freund? Sie haben alles vollauf, Geld und Credit genug, und, was noch mehr heißt, eine verständige Frau und gute Kinder.

Herr Will zog jetzt einen Brief aus der Tasche. Der macht mein Unglück! sag-

te er, indem er mit der einen Hand darauf klopfte.

Herr von Marienbach sah seinen Freund, der ein Kaufmann war, mit nachforschenden Blicken an, gleich als sey er zweifelhaft, ob er dem Herrn Will glauben sollte oder nicht. Und was gibt es denn in aller Welt? fragte er in einem treuherzigen Tone, der ihm eigen war.

Herr Will erzählte nun, daß das Schiff, welches ihm Waaren bringen sollte, verunglückt, auf einer Sandbank gescheitert, und von den Wellen verschlungen worden sey. Dies habe ihm einen Schaden von fünfzigtausend Thalern gebracht. Um sein Unglück vollständig zu machen, habe ein Knabe auf seiner Spiegelfabrik, die einige Meilen von seinem Wohnorte entfernt lag, die Unvorsichtigkeit gehabt, mit einer Flinte nach einem Strohdache zu schießen, wodurch eine

Feuersbrunst entstanden, seine Fabrik in einen Aschenhaufen verwandelt, und er um eine Summe von vierzigtausend Thalern gekommen sey.

Herr von Marienbach schlug die Hände zusammen, und sah seinen Freund einige Augenblicke stillschweigend an. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Nahme des Herrn sey gelobet! sagte er endlich, indem er Herrn Will freundschaftlich auf die Schultern klopfte. Getrost, mein Freund! Geld verloren, heißt nichts verloren, so lange es im Kopfe und in den Armen richtig ist. Eine gute Speculation kann alles wieder einbringen.

Herr Will aber meinte, er habe alle Ursache, das ärgste zu besorgen. Bares Geld, sagte er, habe ich nur wenig. Das Schlimmste ist, daß ich bey dem alten Spars eine Summe vonzwanzigtausend zu zah-

len habe. Wenn der es erfährt, daß das Schiff untergegangen und die Spiegelfabrik verbrannt ist, so läuft er mir mit seiner Forderung auf den Hals, macht Lärm, vergrößert mein Unglück, und in einer Zeit von wenig Stunden sprechen die Kinder auf der Straße von meinem Unfall. Mehrere, denen ich kleinere Summen schuldig bin, überlaufen mich dann auch, und mein Haus wird zu einem Comödienhause. Und, was das Verdrießlichste ist — ich kann, bei Gott! kaum zweytausend zusammenbringen. Was soll ich dann machen? Es ist dann um meinen Credit geschehen! —

Ey, tausend! rief der Herr von Marienbach, wer wird gleich so zaghaft seyn! Sie sind ein ehrlicher Mann, und was das Geld betrifft, so wird sich wohl Rath schaffen lassen. Zum Unglück ist jetzt meine Barschaft nicht sehr groß. Aber nach einem

Monathe nehme ich einige Summen ein, die stehen Ihnen dann zu Gebothe.

Herzlichen Dank für Ihre Freundschaft! versetzte Herr Will. Wenn meine Unfälle nur so lange verschwiegen bleiben! Darauf kommt alles an.

Allerdings! erwiderte der Herr von Marienbach. Verschwiegen muß alles bleiben; sonst entsteht ein gräulicher Lärmen! Weiß denn schon jemand um die Sache?

Bis jetzt noch niemand, selbst meiner Frau ist sie noch ein Geheimniß.

Das ist vortrefflich! rief der wackere Edelmann. Halten Sie nur alles fein in Ihrem Herzen; ein Monath ist bald dahin; dann soll es keine Noth haben.

Die redlichen Freunde sprachen noch manches über die Sache. Herr Will empfahl sich dann, und der Edelmann ging in seinen Garten, um dort in Ruhe sein Pfeif-

chen Knaster zu schmauchen, und über des Freundes Angelegenheit weiter nachzudenken.

Jetzt trat Pauline aus der Kammer, in welcher sie, wie ein Mäuschen in der Falle, hatte verweilen müssen. Der arme, ehrliche Will! seufzte sie, wie bedaure ich ihn! Sonst ein so reicher Mann, jetzt wie tief gesunken! Fünfzigtausend Thaler das Schiff! vierzigtausend die Spiegelfabrik! Nein! das ist ein zu großer Verlust! Was das für Aufsehen machen muß, wenn es in der Stadt bekannt wird, und verschwiegen wird es nicht lange bleiben! der arme, arme Mann!

Pauline konnte gar nicht zur Ruhe kommen. Immer schwebte ihr der unglückliche Will vor, immer wiederhohlte sie im Geiste: fünfzigtausend Thaler und vierzigtausend Thaler! Sie fühlte sich beklommen! es lag ihr

wie eine Centnerlast auf dem Herzen! sie wußte selbst nicht, was ihr fehlte.

Den Tag darauf verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von Wills Unglücksfällen. Der alte Spars eilte sogleich voll Angst zu ihm, und fragte ihn, ob denn alles wahr sey, was man spreche? Herr Will gab eine zweydeutige Antwort, die der alte Geitzhals aber gleich zu deuten wußte. Nun kam er mit seinen Forderungen; er drang mit Ungestüm darauf, daß ihm Will noch heute die zwanzigtausend Thaler, die er ihm Rest wäre, auszahlen sollte. Dieser gestand ihm jetzt offen, daß er nicht im Stande sey, dieß zu thun. Spars fing nun an, die beleidigendsten Reden auszustoßen, nannte den ehrlichen Will einen unredlichen Mann, und lief halbwüthend zu dem Stadtrichter, um ihn zu verklagen.

Bald kamen noch andere Einwohner, die von Herrn Will einiges Geld zu fordern hatten, bestürmten ihn mit ihren Forderungen, und sagten ihm manches kränkende Wort, da er sie nicht befriedigen konnte. Die ganze Stadt war voll von Wills üblen Umständen, man sprach von ihm nicht anders als von einem Bettler. Wie sehr das den guten redlichen Mann schmerzen mußte! Seine Frau und seine Kinder jammerten; er selbst ging stumm und niedergeschlagen im Hause herum. Dazu kam noch dieß. Er hatte in einer nahen Stadt einen sehr vortheilhaften Kauf gethan, aber für die erhandelten Waaren noch nicht das Geld gezahlt. Als man dort seine Umstände erfuhr, wollte man die Waaren nicht herausgeben bis er sie bar bezahlt hätte. Dieß konnte er nicht, und mußte sie daher im Stiche lassen; dadurch

kam er um einen Gewinn von mehrern tausenden.

Sein Haus war jetzt eine Wohnung des Jammers. In seiner Verlegenheit ging er zu seinem Freunde, dem Herrn von Marienbach, dem von den Auftritten, die sich ereignet hatten, schon etwas zu Ohren gekommen war.

Den schadenfrohen Dummkopf möchte ich kennen, rief Herr von Marienbach unwillig aus, der die Sache ausgeplaudert hat. Erfahren will ich es, dafür stehe ich. Er gab sogleich einigen seiner Leute den Auftrag, nachzuforschen, durch wen seines Freundes Unglücksfälle bekannt geworden wären. Wie erstaunte der wackre Mann, als es herauskam, daß niemand anders als — seine Tochter, Pauline, das Geheimniß verrathen habe. Sie hatte sich nicht enthalten können, das, was sie wußte, einer vertrauten Freundin

mitzutheilen, die ihr Verschwiegenheit angelobte, aber ihr Versprechen nicht hielt. Durch diese wurde alles in der ganzen Stadt bald bekannt.

Der Herr von Marienbach ließ sogleich seine Tochter vor sich kommen, schilderte ihr vorerst den Jammer und das Elend in dem Hause des Kaufmanns Will, und fragte sie dann in ernsthaftem Tone, ob sie das Geheimniß ausgeplaudert habe. Sie fing an zu weinen und bekannte ihren Fehler. Sieh, heillose Schwätzerinn! sagte jetzt der Vater, solches Unheil hast du durch deine häßliche Plauderhaftigkeit angerichtet. Schämen muß ich mich, eine solche Plaudertasche zu meiner Tochter zu haben. Alle wackern Menschen werden dich verachten, wenn sie von deinem Unverstande hören.

Er wurde immer heftiger, und griff endlich sogar nach seinem Rohrstocke. Zu

Paulinens Glück trat die Mutter herein, und stürzte sich zwischen Tochter und Vater. Pauline sank dem Vater an den Hals, und bath ihn schluchzend um Vergebung. Aber er stieß sie von sich, und befahl ihr, daß sie ihm den ganzen Tag nicht unter die Augen kommen möchte.

Jammernd entfernte sich die Tochter, und beweinte den ganzen Tag ihre begangene Thorheit. O wäre ich doch verschwiegener gewesen! seufzte sie. Ach, meine unselige Plauderhaftigkeit, wie viele Schmerzen verursacht sie mir jetzt! Ach, und der arme, gute Herr Will!

Den Tag darauf war der Vater etwas ruhiger, und ließ Paulinen vor sich kommen. Sie that ihm einen Fußfall, bath um Vergebung, versprach, nie wieder einen ähnlichen Fehler zu begehen, und er — entließ sie mit den Worten: Gehe hin, Pauline,

und betrage dich so, daß ich in Zukunft mit dir zufriedener seyn kann, als jetzt. Dem Kaufmanne Will half er aus allen Kräften und suchte den Schaden und den Verdruß gut zu machen, den ihm die unbesonnene Schwatzhaftigkeit seiner Tochter verursacht hatte.

Paulinens böse Gewohnheit, so manches, was verschwiegen bleiben sollte, auszuplaudern, zog ihr vielen Verdruß zu. Ihre Eltern hatten kein Zutrauen zu ihr; wollten sie, daß etwas unbekannt bleibe, so sagten sie es ihrer Tochter nie, wohl aber den Brüdern derselben; wollten sie über etwas vertraut sprechen, so mußte Pauline sich aus der Stube entfernen. Dieß mißtrauische Benehmen gegen sie schlug sie sehr danieder. Ihr Ehrgefühl wurde dadurch stark angegriffen. Sie beklagte sich gegen

ihre Mutter darüber, aber es hieß: Wer nichts auf dem Herzen behalten kann, darf auf das Vertrauen anderer keinen Anspruch machen.

Pauline weinte und grämte sich darüber, doch es half alles nichts — wer sie kannte, war vor ihr auf seiner Huth. Ungemein schmerzhaft war es für sie, wann sie sah — und das geschah oft — daß man gegen andere Mädchen ihres Alters ein ungleich größeres Vertrauen bewies! Für den ehrliebenden Menschen kann auch in der That fast nichts empfindlicher seyn, als wenn er sieht, daß andere ihm ihr Zutrauen entziehen! Hat er dieß nicht verschuldet: so kann er sich leicht trösten, ist es aber seine Schuld, dann ist der Schmerz und Kummer darüber um so angreifender.

Das Einzige, wodurch Pauline sich wieder in Achtung setzen, und das verlorne

Vertrauen wieder erhalten konnte, war, daß sie ihren Fehler ablegte, und ihrer Schwatzhaftigkeit Grenzen setzte. Unmöglich war dieß nicht; aber es erforderte viel guten Willen und eine beständige Aufmerksamkeit auf sich. Dieß alles war, leider! Paulinens Sache nicht. Sie faßte zwar gute Vorsätze, blieb ihnen aber nicht treu; sie fing wohl zu wiederholtenmahlen an, auf ihre Redseligkeit aufmerksam zu seyn, und sie einzuschränken, allein dieß währte nicht lange; sie gab sich nicht die gehörige Mühe dabey, und so blieb der alte Fehler an ihr fest hängen, wie eine Klette an einem wolligen Kleide.

Schon war Pauline vierzehn Jahre alt, und noch immer konnte man zu ihrer Verschwiegenheit kein Zutrauen haben. Um diese Zeit beschloß ihr Vater, mit seiner ganzen Familie eine Reise nach Wien zu machen,

wo er mehrere Anverwandten hatte, die er einmahl wieder zu sehen wünschte. Da es gerade damahls in seiner Gegend viel Diebesgesindel gab, so wechselte er sein Silbergeld, und setzte es in Gold um. Einen Theil davon wollte er in einem alten Gewölbe, wo allerley Geräthe lag, und wo niemand Geld vermuthen konnte, in einem versteckten Winkel niederlegen, das Reisegeld aber in dem Aermel seines Ueberrocks einnähen. Pauline hatte zufälliger Weise etwas davon gehört, ohne daß es ihre Eltern bemerkten. Sie rühmte in ihrem Herzen die Vorsicht des Vaters, und erzählte noch diesen Tag einer guten Freundinn davon, die ihr freylich versprechen mußte, gegen niemanden davon zu sprechen.

Die Reise wurde angetreten. Man fuhr diesen Tag nur ein Paar Meilen, hielt dann auf dem Gute eines Freundes still, übernach-

tete dort, und reisete in der Morgendämmerung weiter.

Man fuhr durch einen kleinen Wald. Die Sonne stieg eben am Himmel empor, und die Reisegesellschaft sah ihr mit gierigen Blicken und frohem Herzen entgegen. Herr von Marienbach befahl seinem Kutscher, langsamer zu fahren. Ah! riefen die Reisenden bald, da steigt die liebe Sonne in ihrem stillen Glanze herauf! o wie schön, wie prächtig nimmt sie sich jetzt aus!

Halt! halt! donnerten jetzt mehrere Stimmen aus einem Busche. Acht Männer, gehüllt in graue, abgerissene Mäntel, versehen mit Flinten und Aexten, sprangen hervor, griffen den Pferden in den Zaum, gaben dem Kutscher einen Stoß, daß er von seinem Sitze auf die Erde fiel, machten dann den Schlag der Kutsche auf, setzten Herrn von Marienbach drey Flinten auf die Brust,

und befahlen ihm, ihnen sein Geld zu geben, oder sie wollten ihn Knall und Fall über den Haufen schießen.

Frau von Marienbach war vor Schrekken außer sich. Die Kinder zitterten am ganzen Leibe. Die Räuber schrieen und drohten. Herr von Marienbach wollte die Flinten von seiner Brust entfernen. Unglücklicher Weise ging eine los, und zerschmetterte den linken Arm der weinenden Pauline.

Welch eine Jammerscene! Pauline sank um; das Blut strömte aus ihrem Arme! Die heftigsten Schmerzen raubten ihr die Besinnung. Eltern und Brüder hielten sie für todt und bejammerten sie.

Die Räuber drangen jetzt mit noch grösserem Ungestüm in den Herrn von Marienbach, ihnen das Geld zu geben, das er bey sich habe. Er reichte ihnen seinen Beutel. Allein sie waren damit nicht zufrieden. Sie

zerschmetterten die Laden der Kutsche, brachen den Reisekoffer auf, und da sie hier kein Geld fanden, riefen sie: der Herr von Marienbach sollte ihnen seinen Ueberrock geben, weiter verlangten sie nichts von ihm. Er weigerte sich, dieses zu thun, weil darin all' sein Reisegeld eingenäht war. Aber die Räuber rissen ihm den Rock vom Leibe, und machten sich mit ihrer Beute eiligst davon.

Da war nun auf einmahl eine Summe von einigen tausend Gulden dahin, und, was das traurigste war, Pauline lag in ihrem Blute und röchelte. Ihre Mutter schlug die Hände gen Himmel, und jammerte und weinte.

Der Vater befahl dem Kutscher, gleich umzuwenden, und so schnell als möglich nach der Stadt zurück zu fahren. Pauline wurde aufgehoben und ihr Arm, so gut es an-

ging, verbunden. Leichenblaß lag sie in den Armen der zitternden Mutter, und gewährte einen grausen Anblick.

Nur noch zwey Stunden war man von der Stadt entfernt, da kam einer von den Hausleuten des Herrn von Marienbach daher gesprengt, und hielt bald bey der Kutsche still. Das ist gut! rief er schon von weitem, daß ich Sie, gnädiger Herr, treffe. Ich wollte Ihnen nachsprengen, um Ihnen eine traurige Nachricht zu melden.

Und was denn? fragte Herr von Marienbach etwas betroffen, nachdem er dem Kutscher befohlen hatte, still zu halten. Was hat es gegeben?

Es sind, versetzte jener, in verwichener Nacht Diebe in unser Haus eingebrochen, und haben mehrere Zimmer rein ausgeplündert.

Zu einer andern Zeit würde diese Nachricht den Herrn von Marienbach vielleicht etwas in Bestürzung gesetzt haben, jetzt blieb er ziemlich gleichgültig dabey; er sah die arme Pauline vor sich; ihr Anblick machte ihn für alles andere unempfänglich; etwas Schlimmeres, als ihm schon begegnet war, konnte ihm nicht mehr leicht widerfahren. Wenn es weiter nichts ist, sagte er in ruhigem Tone zu dem Bothen, der ihm den geschehenen Einbruch in sein Haus gemeldet hatte, so hat es nicht viel zu sagen.

Schon mehr Eindruck machte diese Nachricht auf seine Frau. Wenn unser Geld davon gekommen ist, sagte sie ängstlich, so ist unser Schade sehr groß.

Sey unbesorgt! sagte ihr Mann darauf, das haben die Buben sicher nicht gefunden. Ich habe es in einen Winkel gelegt, wo sie es gewiß nicht gesucht haben.

Nach anderthalb Stunden erreichte man die Stadt. Herr von Marienbach schickte sogleich nach einem geschickten Wundarzte. Pauline wurde zu Bette gebracht. Sie sah elend und entkräftet aus. Ihr Vater ging jetzt nach jenem Gewölbe, wo er das Geld versteckt hatte. Es währte nicht lange, so kam er ziemlich niedergeschlagen zurück. Das Geld ist fort! rief er seiner Frau zu, die bey dieser Nachricht von einem neuen Schrekken ergriffen wurde. Sie hatte Ursach darüber zu erschrecken, denn die Summen, die verloren gegangen waren, machten den größten Theil ihres Vermögens aus, und betrugen über sechzigtausend Thaler.

Herr von Marienbach ging nachdenkend in dem Zimmer auf und ab. Der Schade ist groß! sehr groß! sagte er, und schien den Verlust sich zu Herzen zu ziehen. Doch bald faßte er sich wieder und sprach mit ge-

trostem Muthe: Nun, es ist einmahl dahin! was hälfe der Kummer! und wenn ich mir die Haare aus dem Kopfe risse, würde es etwas frommen? — Geld läßt sich noch immer erwerben, aber ein zerschmetterter Arm läßt sich nicht leicht wieder ganz machen. Die arme Pauline! Wäre die nur nicht unglücklich geworden! alles andere könnte ich verschmerzen.

Jetzt trat der Wundarzt herein. Er untersuchte Paulinens Arm, und machte eine bedenkliche Miene dazu. Ich befürchte, sagte er, daß der kalte Brand dazu kommt; wollen Sie meine offene Meinung hören, so erkläre ich Ihnen, daß hier keine andere Rettung möglich ist, als daß der Arm abgenommen wird.

Frau von Marienbach fuhr bey diesen Worten zusammen. Herr von Marienbach nahm sie an dem Arm, führte sie in ein

anderes Zimmer, und bath sie, sich hier ruhig zu verhalten. Er selbst kehrte zu dem Arzte zurück, und sprach mit Entschlossenheit: Ich kenne Sie als einen gewissenhaften und geschickten Mann. Wäre meine Tochter noch durch ein anderes Mittel zu retten, so glaube ich, daß Sie dem unglücklichen Mädchen den Arm gerne lassen würden. Das scheint aber nach Ihrem Urtheile nicht möglich zu seyn.

Der Arzt wiederhohlte noch ein Mahl die Versicherung, daß nur durch diese Operation Pauline von dem Tode gerettet werden könne.

Nun denn, sagte der bewegte Vater, nehmen Sie der Unglücklichen den Arm ab. Gott stehe Ihnen bey.

Er wendete jetzt seine Blicke von der halbtodten Tochter. Es wurden mehrere Leute herbeygerufen, die sie halten mußten. Der

Arzt begann sein Geschäft und vollendete es in wenigen Minuten mit vieler Geschicklichkeit. Pauline verlor die Hälfte des Armes.

Mehrere Monathe verflossen, bis Paulinens Arm geheilt war. Es war der erste Tag, daß sie sich ganz wohl befand, als sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, einer von den Räubern, die Herrn von Marienbach angefallen und beraubt hätten, sey den nach ihnen ausgeschickten Soldaten in die Hände gefallen und auf dem Wege nach der Stadt.

Nach einer Stunde bestätigte sich dieß Gerücht. Es wurde wirklich ein eingefangener Räuber herbeygeführt, und gefesselt in ein Gefängniß geworfen. Herr von Marienbach wurde von der Obrigkeit eingeladen, ihn zu besehen. Er erkannte in ihm sogleich einen von den Kerlen, die ihn im Walde angefallen und geplündert hatten. Nach ei-

ner gerichtlichen Untersuchung gestand er nicht nur dieses ein, sondern erzählte auch, daß ein Theil der Räuberbande, zu der er gehörte, das Haus des Herrn von Marienbach geplündert habe, während der andere ihn auf der Straße anfiel.

Die Richter drangen in den Räuber, es ihnen zu gestehen, wie er und seine Mitschuldigen es erfahren hätten, wo Herr von Marienbach sein Reisegeld habe, und wo das liege, was er zu Hause gelassen hatte. Der Räuber nannte einen Mann in einem nahen Dorfe, durch den einer von seinen Kameraden dieß alles erfahren haben wollte. Man forschte bey diesem Manne nach, durch wen er von der Sache unterrichtet worden sey; er nannte ein Frauenzimmer, das aus diesem Dorfe gebürtig war, und in der Stadt diente; dieses versicherte, die Sache von einer andern Magd erfahren zu haben, und

diese sagte aus, Mamsell Christinchen, eine vertraute Freundinn von Paulinen, habe gegen sie davon gesprochen. Als man diese befragte, gestand sie, daß ihre Freundinn Pauline ihr alles erzählt habe. Nun war man der Sache auf den Grund gekommen. Pauline war also die erste Verrätherinn des Geheimnisses, Pauline die Hauptursache des großen Verlustes, den ihr Vater gelitten, und des noch größern Unglücks, das sie selbst erfahren hatte. Sie läugnete es nicht, daß sie Christinen alles erzählt habe, und bereute mit aufrichtigem Herzen ihre thörichte Unvorsichtigkeit.

Mit einem Blick voll Betrübniß sah sie der Vater an. Er machte ihr keinen Vorwurf; er sagte bloß: Du hast dir das meiste geschadet, meine Tochter! Ach, wenn dich dein Unglück nur weiser und verschwiegener machte!

Pauline, die sich über ihre Unbedachtsamkeit die quälendsten Vorwürfe machte, faßte den Vater bey der Hand und küßte sie. Lieber, lieber Vater! schluchzte sie, ich habe Ihnen durch meine Plauderhaftigke · schon manchen Verdruß gemacht. Ach, wenn Sie mir nur vergeben könnten! Ich habe schrecklich für meinen Fehler gebüßt, und werde, so lange ich lebe, dafür büßen; der Anblick meines Arms wird immer ein harter Verweis, eine empfindliche Strafe für mich seyn! Aber bessern soll mich mein Unglück, und hat mich schon etwas gebessert. Ich verspreche es Ihnen heilig, daß ich meinen Fehler ablegen, und mit jedem Tage verständiger und besser zu werden suchen will. Nur verzeihen Sie mir — entziehen Sie mir Ihr Vaterherz, Ihre Liebe nicht.

Sie sprach diese Worte in einem so sanften, herzlichen Tone, daß der redliche Vater

bis zu Thränen gerührt wurde. Er bückte sich und küßte sie, und ließ eine Thräne auf ihre Wangen fallen. Gott mit dir, meine Tochter, sagte er bewegt, halte dein Versprechen, dann wird mein und des Himmels Segen auf dir ruhen.

Die Mutter kam dazu, und sah wie der Vater über der Tochter weinte. Sie schlang um beyde ihre Arme, und Thränen mütterlicher Liebe perlten aus ihrem Auge.

Pauline blieb ihrem Vorsatze treu. Ihre Geschwätzigkeit verwandelte sich anfangs in Verschlossenheit. Der Vater bemerkte es, und sagte: Du bist nicht auf dem rechten Wege, liebe Tochter! Sonst sprachst du zu viel, jetzt sprichst du zu wenig; sonst plaudertest du alles aus, was dir auf dem Herzen lag, jetzt verschließest du alles in dir, und beleidigst andere durch dein geheimnißvolles Wesen. Das ist nicht gut, nicht edel.

Sey immerhin offen und gesprächig, und nur dann, wenn du siehst, daß du durch deine Reden Mißverständnisse veranlassen, und Unheil anrichten könntest, dann sey zurückhaltend, und bewahre das, was du weißt, in deinem Herzen.

Pauline bestrebte sich, ihr Betragen nach dieser Regel einzurichten, und wurde bald eines der verständigsten und achtungswürdigsten Frauenzimmer der Stadt. Nun ehrte sie jedermann, der ihre Denkungsart kannte, und gab ihr Beweise von Zutrauen. Welche Freude empfand sie darüber! Wie ganz anders erschien sie sich jetzt selbst! — Als ihre Eltern starben, nahm sie ihr ältester Bruder zu sich ins Haus. Sie half ihm mit Rath und That, besonders bey der Erziehung seiner Kinder. Man schätzte sie allgemein, und sie starb, von vielen beweint, in ihrem vier und fünfzigsten Jahre. An ihrem Grabhügel steht eine Cypresse.

XV.

Das schwimmende Bett.

Es war ein schwüler Sommertag. Hinter den Bergen stiegen schwarze Schauerwolken auf, die Luft wurde dünner, das Athmen beschwerlicher, und bald durchkreuzten leuchtende Blitze den mit Wolken behangenen Himmel. Es erhob sich ein fürchterliches Gewitter. Der Donner rollte anfangs dumpf, dann immer lauter und lauter über der Erde, und Menschen und Vieh bebten bey den schrecklichen Schlägen, die zuweilen erfolgten. Kinder klammerten sich an ihre zitternde Müt-

ter, selbst unerschrockne Männer fuhren bey manchem heftigen Schlage etwas zusammen, und Greise versicherten, daß sie sich an ein so furchtbares Gewitter nicht erinnern könnten. Der Blitzstrahl zündete an mehreren Orten, und auf dem Felde sah man hie und da einen Haufen geschnittenen, und in Garben gelegten Getreides in lichten hohen Flammen stehen.

Der Anblick der gährenden Natur gewährte einen schrecklichen Anblick. In einer von Bergen umgebenen Gegend war das Gewitter am furchtbarsten. Gewitter stießen an Gewitter, und der alles erschütternde Donner hallte entsetzlich wieder. Um das Schrecken der Einwohner zu vollenden, ließ sich ein großer Wolkenbruch nieder, der die ganze Gegend in einen großen, tiefen See verwandelte. Alles schwamm in Wasser, welches nicht still über den Fluren lag, son-

dern mit reißender, wilder Macht dahinströmte, und feste Gebäude mit sich fortriß.

Das furchtbare Getöne des Donners wurde von dem Jammergeschrey der unglücklichen Einwohner fast überstimmt. Da war kein Haus, in welchem nicht laute Gebete zum Himmel geschickt, herzzerreißende Klagen gehört wurden! Man flüchtete aus den niedern Stuben, man bestieg Boden und Dächer, aber die immer steigenden Gewässer erreichten viele Unglücklichen; sie fanden in den Fluthen ihr Grab. Jammernd rangen sie mit brausenden Wellen, mit Thränen flehten sie um Hülfe, aber da war kein Helfer, keine Rettung! Ganze Gebäude mit den Menschen, die sie bewohnten, wurden fortgerissen, und viele von diesen kamen nie wieder zurück; sie wurden ein Raub der Fluthen.

An einem anmuthigen Hügel lag die kleine Stadt Grünfeld, umgeben von fruchtbaren Wein- und Obstgärten, und bewohnt von wohlhabenden, dienstwilligen Menschen. Mehrere von ihnen hatten sich an das Ufer des vorbeyströmenden Flusses gestellt, um von den Sachen, die haufenweise angeschwommen kamen, so viel als möglich zu retten, und sie dann den Verunglückten zurückzustellen. Auf kleinen an dem Ufer befestigten Kähnen schwammen sie danach. In der Mitte des Stroms flossen Ochsen, Kühe, Schafe und Hunde dahin; sie waren nicht zu retten.

Auf ein Mahl erhob sich ein großes Geschrey. Es kam in einem Bette ein kleines Kind dahergeschwommen, das seine zarten Hände emporreckte, und durch ein bitterliches Weinen um Hülfe flehte. Sein Jammern durchdrang das Herz der redlichen Grün-

felder. Menschenleben ist zu retten! rief einer, auf! jeder thue das Seinige!

Unglücklicher Weise ward das Bett, worin das Kind lag, von dem Baume, an dessen Aesten es hängen geblieben war, durch die Fluthen losgerissen, und immer mehr in die Mitte des Flusses getrieben.

Zwey von den Grünfeldern waren entschlossen, das unglückliche Kind zu retten. Sie banden den Kahn, in welchem sie standen, los, kämpften mit den Wellen, und kamen dem Bette ziemlich nahe. Doch auf ein Mahl ergriff sie die Strömung, und riß sie unwiderstehlich mit sich fort. Sie erreichten ihre edle Absicht nicht; das Bett mit dem Kinde schwand aus ihrem Gesichte, und sie selbst sahen den Tod vor sich.

„Wir wollten Gutes thun, sagte der eine zu dem andern, es ist uns nicht gelungen; wir kommen um, mein Freund! aber

laß uns getrost dem Tod entgegen sehn; Gott, der uns das Gefühl der Pflicht in unsre Brust geschrieben hat, Gott wird uns aufnehmen zu sich."

Der andere drückte ihm die Hand, und sah ihn mit männlicher Ruhe an. Ergebung in den Willen der Gottheit drückte sich auf seinem Gesichte aus. Er sprach kein Wort.

Beyde entblößten ihr Haupt, und beteten mit Andacht zum Himmel; und der Himmel erbarmte sich dieser edlen Menschen, und ließ sie nicht das Opfer ihrer Tugend werden.

Eine halbe Stunde weit waren sie schon mit dem Strome fortgeschwommen, da stießsen sie an einen kleinen Berg, der von Wasser umgeben war, und aus demselben wie eine Insel hervorragte. Sie faßten einen Baum an, der seine Zweige über den Strom

ausbreitete, und waren so glücklich auf festen Boden zu kommen.

Mehrere Grünfelder waren ihnen nachgefolgt. Wie freudig schlug ihnen das Herz, als sie ihre zwey Mitbürger gerettet sahen. Allein jetzt stellte sich eine andere Gefahr ein. Mit einem Fahrzeuge nach jenem Berge zu kommen, war unmöglich. Fiel das Wasser nicht bald, so waren die aus der Wassersnoth Geretteten der Gefahr ausgesetzt, den Hungertod zu sterben.

Zwey Tage lang harrten sie vergebens auf das Sinken des Stroms. Der Hunger quälte sie; sie litten die entsetzlichsten Schmerzen. Am dritten Tage waren sie ganz entkräftet. Kaum daß sie noch den am Ufer stehenden zuwinken konnten, ihre Leiden zu enden. Sie richteten sich auf, und zeigten auf ihre Brust. Man verstand sie. Die Unglücklichen wünschten nehmlich, daß man

nach ihnen schießen, und ihre Qualen auf diese Weise endigen möchte. Aber niemand konnte es über sein Herz bringen, ihren schrecklichen Wunsch zu erfüllen. Sie sanken bald nieder, und man hielt sie für todt.

Glücklicher Weise fiel des Nachmittags das Wasser um vieles, und es fanden sich zwey beherzte Männer, die das Leben daran wagen, und zu jenen Unglücklichen hinüberfahren wollten. Es gelang ihnen, den Berg zu erreichen. Sie fanden ihre zwey Mitbewohner still auf der Erde liegen. Zu ihrer Freude entdeckten sie noch Spuren von Leben bey ihnen. Sie brachten sie glücklich ans Ufer, und wurden von den übrigen mit lautem Jubel empfangen. Es wurden die zur Wiederbelebung der Halbtodten nöthigen Veranstaltungen getroffen, und die Geschicklichkeit und Sorgfalt der Aerzte ward durch einen guten Erfolg belohnt. Die zwey ed-

len Menschenfreunde wurden ihren niederge-schlagenen Familien wiedergeschenkt; sie blie-ben am Leben.

Doch von diesen redlichen Seelen zu-rück auf jenes unglückliche Kind, das im Bette daher geschwommen war, und von ih-nen nicht gerettet werden konnte. Es war ein Mädchen von ungefähr vier Jahren und einer einnehmenden Gesichtsbildung. Einen Tag und eine Nacht schwankte es noch auf den Wogen dahin, und war oft nahe daran, von den Fluthen überströmt und begraben zu werden. Am folgenden Morgen wurde das Bett von den Wellen ans Ufer gewor-fen, und das halbtodte Mädchen vom Un-tergange glücklich gerettet.

Entkräftet durch ausgestandene Leiden sank es in einen tiefen Schlaf. Als es da-von erwachte, sah es sich in einer öden Ge-gend, einsam und verlassen, ausgesetzt allen

Unannehmlichkeiten der Witterung und den Qualen des Hungers. Gedrungen durch diesen verließ das unglückliche Mädchen das Bett, und kroch herum, um etwas zu essen zu finden. Allein, da war kein Baum, der ihm Obst dargebothen hätte, keine Beeren, die es pflücken konnte — nichts war da, seinen entsetzlichen Hunger zu stillen.

Betrübt setzte es sich auf eine kleine Anhöhe, rang die Hände gen Himmel und weinte bitterlich. Der Hunger wurde mit jeder Minute stärker und unausstehlicher. Endlich konnte die Kleine ihn durchaus nicht länger aushalten. Sie kroch ermattet vom Hügel, und pflückte einige Pflanzen, die sie aber, wegen ihres unangenehmen Geschmacks, nicht essen konnte. Dann legte sie sich hin, und schlummerte sanft ein. Die feuchte Erde, auf der sie lag, verursachte ihr

Uebelkeiten; sie erwachte äußerst kränklich, und war dem Tode nahe.

Zu ihrem Glücke kam des andern Tages eine arme Frau in diese Gegend, um an dem Ufer das vom Wasser ausgeworfene Holz einzusammeln. Sie erblickte das Mädchen, und betrachtete es mit Verwunderung. Daß es sich in einem kranken Zustande befinde, sah sie ihm sogleich an. Die Frau war mitleidig, und ob sie gleich selbst sehr arm war, und ihre eignen vier Kinder kaum ernähren konnte, so beschloß sie doch, sich des unglücklichen Mädchens anzunehmen. Sie hob es auf, schloß es in ihre Arme, und trug es mit sich fort. Sie stieß auf das Bett, in welchem das arme Kind angeschwommen kam, und nahm bloß ein Betttuch daraus mit, das übrige sollte ihr Mann noch diesen Tag hohlen.

Die gute Frau — sie hieß Anna — war die Gattinn eines armen Tagelöhners, der in einem nahen Dorfe wohnte, und eine ehrliche Seele war. Als er von seiner Frau das Elend des mitgebrachten Mädchens erfuhr, nahm er es in seinen Arm, und sagte: Armes Kind, du sollst nicht umkommen. Anna, wir wollen das Mädel behalten. Hilft uns Gott unsre vier Kinder ernähren, so wird er uns auch helfen, das fünfte aufzuziehen. Das Mädel sieht sich gut an. Hat kein übles Gesicht. Und sieh nur da am Halse, was da für ein gelbes Ding hängt!

Es ist ein Rechenpfennig, sagte Anna, die in ihrem Leben noch kein Goldstück gesehen hatte, und daher die schöne Goldmünze, die an dem Halse des Mädchens hing, für einen Rechenpfennig hielt.

Das unglückliche Mädchen hatte nun wieder Vater und Mutter, die zwar arm an dem, was Reiche im Ueberflusse haben, aber reich an jenen Gütern waren, die man nicht bey allen Wohlhabenden findet — an Liebe, Mitleid, Thätigkeit, frohen Muth und Rechtschaffenheit. Aus den Reden desselben erfuhren Anna und ihr Mann, daß das liebenswürdige Mädchen Leopoldine heiße. Diesen Nahmen hatten die guten Leute noch nie gehört, und waren daher auch nicht im Stande, ihn zu behalten. Sie verwandelten ihn in — Poldchen.

Leopoldine erhohlte sich nach und nach von ihrer Kränklichkeit und wuchs munter empor. Unter den vier Kindern ihrer Pflegeeltern zeichnete sie sich sehr zu ihrem Vortheil aus. Nicht nur daß ihre Gesichtszüge viel feiner waren, sondern auch ihr Verstand war mehr ausgezeichnet und ihr ganzes Wesen edler.

Jedermann liebte sie. Ihre Reden waren sehr artig und verständig, ihr Benehmen gefällig, ihre Reinlichkeits- und Ordnungsliebe sehr groß, und ihr Herz vortrefflich. Sie lernte alles mit ungemeiner Leichtigkeit, zeigte in ihrem Betragen einen schönen, edlen Stolz, und schon ihr Aeußeres deutete darauf hin, daß es nicht die leibliche Tochter des Tagelöhners sey.

Anna und ihr braver Mann hatten ihre Freude an dem Mädchen, das ihnen in allen ihren Geschäften behülflich war. Kümmerlich wuchs es freylich heran, war immer schlecht gekleidet, und mußte sich mit der einfachsten Kost begnügen. Eine Wassersuppe, einige Kartoffeln mit Salz und gekochte Brunnenkresse — das waren die gewöhnlichen Speisen, die auf den Tisch ihrer Pflegeeltern kamen. Wurde auch einmahl, vielleicht in einem Monath ein einziges Mahl,

ein Stückchen Fleisch aufgetragen, so war dieß immer eine große Delicatesse, von der Leopoldinen nur wenig zu Theil wurde. Indeß befand sie sich bey dieser kärglichen Lebensart doch gesund und zufrieden.

Leopoldine war gerade zwölf Jahre alt, als in der Gegend, wo sie lebte, eine große Theuerung eintrat. Alle Lebensmittel standen in hohen Preisen, und Getreide war fast gar nicht zu bekommen. Die Armen empfanden diese Noth am meisten. Viele von ihnen nährten sich von Wurzeln und Kräutern, zogen sich dadurch Krankheiten zu, und manche davon wurden ein Raub des Todes.

Auch Leopoldinens Pflegeeltern wurden ganz danieder gedrückt. Oft vergingen mehrere Tage, ohne daß sie und ihre Kinder einen Bissen Brot zu sich nahmen. In dieser drückenden Noth faßte Annens Mann,

der Martin hieß, den Entschluß, in eine entferntere Gegend zu reisen, dort Arbeit zu suchen, und das erworbene Geld seiner Familie zuzuschicken. Leopoldine bath ihn, er möchte sie mitnehmen, sie wollte auch arbeiten, und das, was sie verdiente, ihrer guten Mutter schicken. Martin nahm sie mit.

Zwey Tage waren sie schon gereist, und hatten noch immer keine Arbeit gefunden. Am dritten Tage erreichten sie endlich in einer sehr reitzenden Gegend ein hübsches Dorf, das einem reichen Edelmanne gehörte, der darin ein prächtiges Schloß hatte, in dem er wohnte. Hier wurde Martin mit seiner Tochter wohl aufgenommen, und erhielt Arbeiten, die ihm ziemlich viel eintrugen.

Leopoldine machte auf die Frau des Edelmannes einen sehr guten Eindruck; sie gewann sie gleich in den ersten Tagen unge-

mein lieb, und fragte sie nach Verlauf einer Woche, ob sie nicht bey ihr bleiben wollte; sie sollte es bey ihr recht gut haben.

Leopoldine, durch die gute Behandlung, die sie von dieser vortreflichen Frau erfuhr, gerührt, bezeigte viele Neigung, bey ihr zu bleiben, nur wünschte sie vorerst, die Einwilligung ihrer Pflegemutter zu erhalten.

Martin erzählte von der Noth, die in seiner Gegend herrsche, und von dem Elende, in welchem sich auch die Seinigen befänden. Der Edelmann, ein guter, edler Mann, hörte aufmerksam zu und sagte endlich: Wißt Ihr was, Martin! Ich gebe Euch Reisegeld; geht hin in Euer Dorf, und hohlt Eure Frau und Eure Kinder her, ich kann allen Arbeit verschaffen, und damit hat Eure Noth ein Ende.

Martin wußte nicht, wie ihm geschah. Gnädiger Herr! sagte er, fast bis zu Thrä-

nen gerührt, das ist zu viel Güte! Ew. Gnaden vergeben — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll — das ist zu viel Gnade! —

Schweigt nur still, Martin! sagte der Edelmann, wenn Euer Weib und Eure Kinder so brav sind, wie Ihr, so werden wir sie gern bey uns sehen. Geht nur hin und hohlt sie.

Noch diesen Tag reiste Martin zu seiner Frau und Kindern ab. Vor dem Dorfe knieete er nieder, nahm seine Mütze vom Kopfe und sagte stammelnd: Du guter Gott, du verläßt die Deinen nie! da hast du mir auf ein Mahl aus meiner Noth geholfen!

Heitern Muthes schritt er rasch fort, und schon am Abende des andern Tages war er bey seinem Weibe und seinen Kindern, die ihm alle frohlockend entgegen sprangen, und weinend um den Hals fielen. Von dem Gelde, das ihm der Edelmann mitgegeben, hatte

er in der nächsten Stadt ein großes schmackhaftes Brot und einen Schinken gekauft. Dieser wurde gesotten und den andern Tag verzehrt. Das gab für die guten Leute einen herrlichen Schmaus.

Anna war voll Freude, als sie hörte, warum ihr Mann so bald zurückgekehrt sey. Nun haben wir keine Noth mehr! rief sie ihren Kindern zu, freut euch, Kinder! Gott hat uns auf ein Mahl geholfen!

Sie packte einige Habseligkeiten zusammen, und den Tag darauf traten alle die Reise an. Glücklich erreichten sie das Schloß des wackern Edelmannes, und wurden von ihm sehr gütig aufgenommen. Leopoldine flog ihrer Pflegemutter entgegen, und begrüßte sie mit Liebe und Freudigkeit. Sie konnte ihr nicht genug die Menschenfreundlichkeit der gnädigen Frau rühmen. Sie behandelt mich, sagte sie, als ihre eigne Tochter.

Anna machte große Augen, als sie den schönen Anzug sah, in welchem Leopoldine vor sie trat. Du siehst mir jetzt in deinen prächtigen Kleidern, sprach sie, ganz anders aus. Sie lassen dir gut. Bist ja ein Fräulein oder gar eine Mamsell geworden. Mädel! Mädel! werde mir nur nicht zu hochmüthig!

Das wird sie nicht, Anna! sagte Martin, der dabey stand. Hochmuth kommt vor dem Fall, heißts im Sprichwort. Poldchen wird aber nicht hoffärtig, dafür steh' ich; das Mädel ist zu gut.

Anna konnte sich an den schönen Kleidern ihrer Pflegetochter nicht satt sehen. Liebe Mutter, sprach endlich diese, wie steht es um den Rechenpfennig? Habt ihr ihn mitgebracht?

Ey ja wohl! versetzte Anna, weiß ich doch, daß er dir das Liebste unter allem ist,

was du hast. Auch habe ich das Betttuch mitgebracht, in welches du eingewickelt warst, als du auf dem Wasser schwammst, du armes Kind!

Martin und Anna wurden jetzt zu dem Edelmanne gerufen, der ihnen ihre Arbeiten anwies; Leopoldine aber ging mit der gnädigen Frau in den Garten spazieren, und erzählte ihr von ihrer Pflegemutter, daß sie so arm und dabey doch so geduldig, frohen Muthes und brav sey.

Die Schaumünze, die an Leopoldinens Halse hing, als sie von Anna gefunden wurde, machte dem guten Mädchen immer wehmüthige Empfindungen. War sie allein, so zog sie sie hervor, küßte sie, und vergoß Thränen. Ach, seufzte sie, diese Münze hat mir wohl meine Mutter umgehängt — ich kenne sie nicht — sie hat sich über meinen Verlust vielleicht zu Tode gegrämt. O

Mutter, gute Mutter! wo lebst du, wenn du noch lebst? Wo betrauerst du das Unglück deiner Tochter? Werde ich dich je wiedersehn? Werde ich je an deine liebende Brust sinken und Freudenthränen daran weinen? — O Himmel! dieses Glück — dieses schöne, süße Glück! o nur dießes laß mich auf der Welt noch genießen! Dann werde ich mit allem, was mich trifft, zufrieden seyn!

An einem heitern Abend stieg der Mond auf. Leopoldine stand allein am Fenster, und blickte nach ihm mit stiller Wehmuth. Freundlicher Mond, sprach sie leise, wandelt vielleicht meine gute Mutter auf dir? O dann blicke herab, du Theure, auf deine Tochter, die dich innig liebt, und sich mit heißer Sehnsucht an dein Herz wünscht. — Sie nahm die Schaumünze hervor, und küßte sie mit Heftigkeit.

Ihre Frau hatte einiges von ihrer Rede gehört, sie trat zu ihr und fragte sie, was ihr begegnet sey? Leopoldine trocknete sich die Augen, und gab eine verwirrte Antwort, die ihre Frau nicht verstehen konnte. Aber sie wurde dadurch veranlaßt, Leopoldinen aufmerksamer zu beobachten; und seit dieser Zeit erschien ihr das gute Mädchen in einem noch schönern Lichte.

Kurze Zeit darauf verbreitete ein schreckliches Gewitter in dieser Gegend Angst und Klagen. Die Bäche und Flüsse traten aus, und richteten starke Verheerungen an. Dieser Vorfall brachte in dem Schlosse des Edelmannes eine traurige Gemüthsstimmung hervor. Seine empfindsame Frau wurde betrübt, und weinte in Einem fort. Ihr Gemahl suchte sie zu trösten, war aber selbst merklich niedergeschlagen. Auch Leopoldine war wehmüthig. Die dunkle Erinnerung an je-

nes Gewitter, welches die Ursache ihres nachherigen Unglücks war, brachte in ihrem Herzen eine tiefe Schwermuth hervor. Sie zog die goldne Münze hervor und küßte sie unter heißen Thränen. Ihre Frau winkte ihr; sie trat zu ihr, und wurde auf das Sopha an ihre Seite gezogen. Liebes Mädchen, sagte sie mit einnehmender Sanftmuth, zeige mir doch einmahl diese Münze, die dir so sehr am Herzen liegt.

Leopoldine reichte ihr die Schaumünze. Mit bebenden Händen ergriff sie dieselbe. Gott! rief sie, Leopoldine, woher hast du die Münze?

Ach, seuzte das gerührte Mädchen, das weiß ich nicht. Gnädige Frau, noch wissen Sie nicht, was schwer auf meinem Herzen liegt — ich bin nicht die Tochter der Anna; — ich kenne meine Mutter, meinen Vater nicht — reißende Fluthen ha-

ben mich ihnen entrissen — diese Münze hing an meinem Halse, da ich als vierjähriges Mädchen gerettet wurde. Vielleicht hat sie (hier brach sie in Thränen aus) — meine gute Mutter mir umgehängt.

Deine Mutter! deine Mutter! rief die Frau des Edelmannes, drückte mit größter Innigkeit Leopoldinen an ihr Herz, weinte laut, wollte reden, konnt' es aber nicht, und sprang endlich mit Heftigkeit vom Sopha auf, stürzte ins Nebenzimmer, das ihr Gemahl bewohnte, fiel diesem zitternd und weinend um den Hals, und konnte weiter nichts sagen als die Worte: Die Tochter! — die Tochter! —

Ihr Gemahl war nicht im Stande, aus diesen abgebrochnen Worten zu errathen was seine Gattinn damit meine. Sie riß

ihn mit sich fort in ihr Zimmer, wo Leopoldine der Auflösung des Räthsels gierig entgegen sah.

O meine Tochter! meine Tochter! rief die Gemahlinn des Edelmannes, und schlang Leopoldinen in ihre Arme. Ich bin deine Mutter! und hier ist dein Vater! O sieh her, lieber Mann, sieh her! Diese Münze, erkennst du sie? An ihrem Halse hing sie, als sie aus den Fluthen gerettet wurde. Das ist die Münze unsrer Tochter; sieh her, den Einschnitt, den du einmal machtest. Es ist dieselbe! Leopoldine ist unsre Tochter!

Eine neue, schöne Welt ging in diesen frohen Augenblicken dem guten Mädchen auf. Martin und Anna wurden herbeygerufen. Sie erzählten treuherzig, wie es mit Leopoldinens Rettung zugegangen, und wie sie in ihre Hände gekommen sey.

Anna hohlte das Betttuch herbey, worein damahls Leopoldine eingewickelt war. An den ausgenäheten Buchstaben erkannte es Theodora (so hieß des Edelmannes Frau) als das ihrige.

Es war nun nicht zu zweifeln, daß Leopoldine die Tochter des Edelmannes sey. O welche Freude durchströmte das Herz der Eltern und der glücklichen Tochter! Voll seliger Gefühle, sank sie dem Vater, sank sie der Mutter an die Brust, und drückte ihr Entzücken auf die lebhafteste Weise aus.

Mehrere Tage lang wurden in dem Schlosse Familienfeste gegeben, und alle Freunde aus der ganzen Gegend dazu eingeladen. Alles freute sich über das Glück der frohen Eltern und ihrer liebenswürdigen Tochter. Der Vater erzählte ihr, wie er mit ihr, als einem dreyjährigen Mädchen,

nach einem nahen Dorfe gefahren sey, wo sie jenes fürchterliche Gewitter überfallen, und der Strom das Haus, in welchem sich Leopoldine befand, weggespült und sie fortgerissen, wie er sich alle Mühe gegeben, ihr ferneres Schicksal zu erfahren, und endlich nicht mehr daran gezweifelt habe, daß sie in den Fluthen umgekommen sey.

Herzliche Umarmungen unterbrachen oft die Erzählung, und freundliche Wünsche für Leopoldinens Wohl erhoben sich gen Himmel.

Martin wurde Pachter von einem ansehnlichen Gute des Edelmannes; er und seine Anna genossen, so lange sie lebten, das volle Zutrauen und die dankbarste Liebe ihrer ehemaligen Pflegetochter, Leopoldine, und hinterließen, als sie starben, ihren Kindern ein ansehnliches Vermögen.

Leopoldine wurde mit aller Sorgfalt ausgebildet. Nach einigen Jahren wurde sie die Frau eines edlen Mannes. Sie war allezeit die Freude und der Stolz ihrer Eltern, die Stütze der Armen und Gedrückten, und der Gegenstand allgemeiner Liebe und Hochachtung. Greise erzählen noch jetzt die anziehende Geschichte ihres schönen, nützlichen Lebens.

XVI.

Der Frühling.

Mild' und Anmuth schweben nieder
Auf die neubelebte Flur;
Hold und himmlisch lächeln wieder
Berg' und Thäler, Wald und Flur.

Freundlich strahlt die goldne Sonn;
Fröhlich jauchzt der Vögel Chor;
Alles athmet Lust und Wonne;
Freude strömt in's Aug' und Ohr.

Veilchen duften, Bäume blühen;
Fischlein spielen in dem Quell';

Rosenfarbne Mädchen glühen;
Ihre Aeuglein funkeln hell.

Denn der Frühling ist erschienen;
Seht, wie Bäum' und Wiesen grünen!

Ein Chor von Mädchen.

Wir gleichen dem heiteren Lenze;
Uns werden die Tage nicht schwer;
Wir freuen uns ohne Grenze;
Wir grünen und blühen wie er.

Es schwinden uns Jahre wie Stunden,
So heiter, so fröhlich dahin!
Wir kennen nicht Kummer, noch Wunden,
Wir kennen nur freudigen Sinn!

Bewahret, ihr Schwestern, die Freude
Auf ewig in fühlender Brust!

Wählt Unschuld zu euerem Kleide,
Wählt Tugend zu euerer Lust!

Dann freut ihr euch ohne Grenze;
Nie wird euch das Leben zu schwer;
Ihr gleicht einem ewigen Lenze,
Ihr grünet und blühet wie er!

XVII.

Der Besuch.

Lange Zeit schon hatte der Forstmeister Warenberg auf einen Besuch von seinem Freunde, dem Amtmanne Lindenhof, gehofft, und ihn in jedem seiner Briefe dazu eingeladen. Lindenhof liebte seinen Freund, und hätte gern seinen Wunsch längst erfüllt, wenn er nicht durch die mannigfaltigsten Geschäfte daran wäre gehindert worden. Endlich sollte es aber doch dazu kommen.

Schon war es spät am Abend, und Warenberg eben im Begriff, sich zu Bette zu legen; seine Frau war am Tische, an welchem er sich mit ihr unterhielt, eingeschlummert, und seine einzige Tochter Riekchen schon vor zwei Stunden in die Schlafkammer gewankt. Da wurde laut an das Hausthor gepocht. Der wackre Forstmeister schüttelte über dieses laute Anpochen den Kopf, ging hinaus und öffnete die Thüre.

Guten Abend! murmelte eine Gestalt, die mehr einem Gespenste als einem Menschen ähnlich sah. Schönen Dank! erwiderte der Forstmeister, der nicht wußte, was er aus dieser Mummerey machen sollte.

Die Spukgestalt reichte ihm die Hand, und als er mit der seinigen einschlug, drückte sie ihm dieselbe so stark, daß er beynahe einen Schrey von sich gegeben hätte. Zum Teufel! rief er etwas unmuthig aus, was

soll das bedeuten? Meine Hand ist kein Flegel.

Hoho! murmelte der Popanz, nur nicht gleich so ungeduldig!

Der Forstmeister wußte nicht, was er dazu denken sollte. Er trat einen Schritt zurück. Die vermummte Gestalt folgte ihm aber hastig nach, und griff nach seiner Schulter. Warenberg stieß ihre Hand mit den Worten: drey Schritte von meinem Leibe! unwillig zurück.

Hoho! sagte die Gestalt im tiefsten Basse, nur nicht so unartig. — Warenberg zweifelte nun fast nicht, daß es ein schlechter Mensch sey, der ihn bestehlen und ermorden wolle.

Die vermummte Gestalt fing jetzt herzlich an zu lachen, warf den alten zerrissenen Soldatenmantel, in den sie gehüllt war, ab, und rief dem Forstmeister zu:

Alter, ehrlicher Warenberg! kennst du mich noch?

Gott! rief Warenberg mit inniger Freude aus, Lindenhof, bist du's?

Ich bin's! ich bin's! versetzte Lindenhof, und stürzte dem ehrlichen Forstmeister an die Brust. O Freund! welch eine himmlische Stunde für mich! rief dieser, und herzte und küßte den Freund mit unbeschreiblicher Freude, die sich bald bey beyden durch Thränen äußerte, wie sie auch edle Männer weinen können. Es waren Thränen der zärtlichsten Freundschaft und der innigsten Wonne!

Die Freunde taumelten, durchdrungen von der Freude des Wiedersehens, in das Haus. Karoline! rief der Forstmann seiner schlummernden Frau zu, indem er sie heftig rüttelte, Freund Lindenhof ist da; der alte, ehrliche Freund!

Karoline konnte sich vor Freude kaum fassen. Lindenhof ward von ihr auf das herzlichste empfangen. Man erkundigte sich sogleich nach seiner Frau. Die ist mit! sprach der Freund, auch habe ich meine zwey Töchter mitgebracht. Sie freuen sich auf die Bekanntschaft eures Riekchens. Wo ist diese? Ich kenne sie noch nicht. Sie macht euch doch Freude? O Freunde, welch' ein Glück ists, gute Kinder zu haben! Die meinigen verwandeln mir die Erde in einen Himmel.

Frau Warenberg wollte ihre Tochter wecken; allein Lindenhof verbath es. Laßt sie ausruhen, sagte er, morgen wollen wir uns schon begrüßen. Auch ich werde mich bald zur Ruhe begeben. Meine Frau ist mit ihren Kindern sehr müde, sie werden sich vielleicht schon niedergelegt haben. Weil

wir nicht wußten, ob ihr noch auf seyd, kehrten wir im Gasthofe ein.

Warenberg faßte seinen Freund bey der Hand, und nöthigte ihn treuherzig, sich niederzulassen. Seine Frau hohlte aus dem Keller eine Bouteille Tokayer, und bald erklangen zu Ehren der Freundschaft die vollen Becher. Lindenhof vergaß seine Müdigkeit; er wurde bald von seinem Freunde in das lebhafteste Gespräch verwickelt; eine Frage kam nach der andern, eine Erinnerung nach der andern. Lindenhof lenkte die Rede besonders auf die Stadt Jena, wo beyde Freunde mit einander studiert, und viel Vergnügen genossen hatten. Das waren schöne Tage! sagte Warenberg, die vergesse ich nie! Erinnerst du dich noch, lieber Lindenhof, an die schönen Spaziergänge an der Saale, auf dem Philosophengange und in dem Forste, durch welchen wir oft nach Ammerbach wandelten? O das

waren frohe Stunden! Freund Josephi war gewöhnlich mit uns! Mit Recht nannte man uns das Kleeblatt! Wo diese brave Seele jetzt wohl hausen mag? Schon seit acht Jahren habe ich nichts von ihm gehört. Aber gedacht, und mit Freude gedacht, habe ich an ihn sehr oft! Ich liebte ihn inniglich; wir waren stets Ein Herz und Eine Seele! Gott! wenn ich diesen treuen Freund in meinem Leben noch ein Mahl sehen könnte! gern gäbe ich ein Paar von meinen Lebensjahren dafür hin!

Josephi, versetzte Lindenhof, ist Prediger in einem ansehnlichen Orte und sehr glücklich verheirathet. Darüber hatte der gerade, treuherzige Warenberg eine große Freude. Lindenhof lenkte jetzt das Gespräch auf die Stadt Trautenau, wo Warenberg einige Jahre die lateinischen

Schulen besuchte, und auf das Haus eines Kaufmanns daselbst, in welchem er wohnte.

Auch das waren glückliche Tage! sagte Warenberg; besonders macht mir die Erinnerung an eine Schülerinn, die ich dort hatte — denn ich ertheilte einigen Kindern Privatunterricht — immer viele Freude. Das gute Mädchen — es hieß Euphrosine — hing mit Herzlichkeit an mir, und schrieb mir späterhin einige artige Briefe, voll warmen, dankbaren Gefühls. Aber schon sind es beynahe zehn Jahre, daß ich weiter nichts von ihr erfahren habe.

Der ehrliche Warenberg fing jetzt an, mit großer Begeisterung von den trefflichen Eigenschaften seiner Schülerinn zu sprechen, so, daß Lindenhof sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Du wirst zum Poeten, sagte er freundlich spottend, und klopfte dem Freund auf die Schulter.

So macht er's immer, sprach Karoline, seine Gattinn, wenn er von seinem Freunde Josephi, und seiner Schülerinn Euphrosine spricht.

Das kann auch nicht anders seyn, versetzte er; der erste ist eine der redlichsten Seelen die ich kenne, die zweyte das beste Frauenzimmer nach dir, mein liebes Weib!

Karoline belohnte diesen Lobspruch mit einem herzlichen Kusse. Warenberg aber hob das Glas, und trank die Gesundheit Josephi's und Euphrosinens. Ich ruhe nicht eher, sagte er, als bis ich beyde einmahl noch besucht habe. Ich könnte nicht ruhig zu Grabe gehen, ohne sie noch ein Mahl auf diesem Erdenrunde an mein Herz gedrückt zu haben.

Jetzt hob sich Lindenhof von seinem Sitze auf, umarmte seine Freunde und ver-

sprach, morgen so früh, als es nur anginge, mit den Seinigen bei Warenberg zu erscheinen. Doch noch Eins, sagte er, es dürften vielleicht noch ein Paar Bekannte von mir mitkommen. Wir sind mit einander hierher gefahren, und ich werde es nicht füglich vermeiden können, sie zu euch einzuladen.

Bringe sie immer mit, sagte Warenberg, sie sollen uns willkommen seyn.

Schon um vier Uhr früh verließ Warenbergs häusliche Gattinn das Bett, und machte Ordnung im Hause; sie wußte, daß der Anblick von Reinlichkeit und schöner Ordnung das Erfreulichste für Gäste sey, und für die Hausfrau eine gute Meinung erwecke. Auch wurden von ihr Anstalten zu einem Schmause getroffen, Kaffee gebrannt und gemahlen, Kapaunen und Enten geschlachtet, und für Rieckchen für den

heutigen Tag, der für ihr Haus ein festlicher Tag seyn sollte, die besten Kleider ausgesucht. Um fünf Uhr wurde das Töchterchen geweckt, und durch die Nachricht, Lindenhof, seine Frau und ihre beyden Töchter, Eleonore und Henriette, wären zum Besuche da, in eine frohe Stimmung versetzt.

Schon schlug es acht, und die sehnlichst erwünschten Gäste waren noch immer nicht da. Warenberg stellte sich etwas unruhig ans Fenster hin, und lauschte auf sie. Endlich sah er sie an der Ecke der Straße herkommen, und kündigte es sogleich seiner emsigen Frau in der Küche an.

Karoline eilte in das Zimmer, um mit ihrem Manne die lieben Freunde zu empfangen. Lindenhof trat herein, ihm folgte seine Gattinn mit ihren Töchtern. Man fiel sich in die Arme, und es entstand

ein freudiger Tumult. Als man sich etwas von dem Taumel der Freude erhohlt hatte, sagte Lindenhof, daß seine Bekannten in dem Vorhause ständen. Warenberg wollte hinaus, und sie in die Stube bringen; aber sie kamen ihm schon entgegen.

Warenberg erblickte sie, und fuhr einen Schritt zurück. Mein Gott! mein Gott! rief er, Karoline! sieh nur, es ist Josephi — mein lieber, treuer Herzensfreund! O Josephi! guter, braver Freund! willkommen! herzlich willkommen!

O Warenberg, alter, braver Warenberg! rief jetzt der Freund, und beyde sanken sich ans Herz, und genossen die Wonne der Freundschaft in ihrem vollen Maaße. Mehrere Minuten lang lagen sie sich in den Armen, und sprachen nur wenige, un-

zusammenhängende Worte. Aber Thränen der Freude sagten den Umstehenden alles, was in ihrem Innern vorging.

Die überraschende Freude, die Warenbergs Herz durchdrungen hatte, war Schuld daran, daß er das Frauenzimmer, das mit Josephi gekommen war, nicht bemerkte. Es näherte sich ihm, und Josephi stellte seinem Freunde in demselben seine Gattinn vor.

Warenberg empfing sie mit Herzlichkeit. Sie faßte ihn bey der Hand, sah ihm sanftlächelnd ins Gesicht, und fragte ihn mit einschmeichelnder Stimme: Kennen Sie mich nicht mehr?

Warenberg sah sie forschend an. Einige Züge sind mir bekannt, sagte er, aber ich erinnre mich nicht, daß ich schon das Vergnügen gehabt hätte, Sie zu sehen.

Doch wohl! versetzte sie; vor zehn Jahren sahen Sie mich nicht nur, Sie machten sich auch um mich sehr verdient.

Warenberg stand nachdenkend da, und schüttelte mit dem Kopfe.

Kennen Sie denn, sagte sie, Ihre Schülerin Euphrosine nicht mehr?

Ach, Gott! rief Warenberg, ja das sind die Züge meiner Euphrosine! ja, ja, das sind sie! O Euphrosine, liebe, theure Euphrosine! willkommen! herzlich willkommen!

Er umarmte sie mit Innigkeit, und rief freudig aus: der Himmel macht mich heute zum frohsten aller Sterblichen! Die sehnlichsten Wünsche meines Herzens sind erfüllt! ich sehe euch, meine Freunde, an denen meine ganze Seele hängt.

Fast bis zu Thränen gerührt, umarmte er alle seine Freunde. Seine Frau, die ihn noch nie in einer so freudigen

Stimmung gesehen hatte, trocknete sich das Auge, und Riekchen wendete sich in einen Winkel um, und weinte vor froher Rührung.

Lange konnte er sich von seinem Entzücken nicht erhohlen. Er brachte ein großes Foliobuch herbey, worin er die merkwürdigeren Vorfälle in seiner Familie einzutragen pflegte, und schrieb mit großen Buchstaben das glückliche Ereigniß dieses Tages ein.

Hierauf wendete er sich zu Riekchen, und sprach mit froher Rührung: Sieh, meine Tochter, so freut man sich, wenn man gute Menschen, redliche Freunde und eine geliebte Schülerinn wiedersieht.

Riekchen wurde von Lindenhof, Josephi und ihren Gattinnen geküßt, und mit vieler Artigkeit behandelt. Sie verdiente es; denn sie war ein liebenswürdiges Mädchen.

Mit Lindenhofs Töchtern, Eleonoren und Henrietten, war sie bald vertraut; sie schlossen ein enges Freundschaftsbündniß, und versprachen sich einander oft zu schreiben.

Acht Tage lebten die geliebten Freunde bey dem schönsten Genusse gegenseitiger Liebe in Warenbergs Hause, und trennten sich dann unter heißen Thränen. Diesen Besuch vergaßen sie nie. Warenberg erinnerte sich noch in seinen alten Tagen mit lebhaftem Vergnügen daran.

O Freunde und Freundinnen, die ihr Gefühl habt, und die ihr vielleicht getrennt von Seelen lebet, die ihr schätzt uud liebt, daß euch allen diese schöne Freude des Lebens, die Freude des Wiedersehns, zu Theil werden möge!

XVIII.

Schiffbruch des Emanuel Susa und seiner Gemahlin Eleonora an der Küste von Afrika, im Jahre 1553.

Eine wahre Geschichte.

Emanuel Susa war aus Portugall gebürtig und stammte aus einer sehr vornehmen Familie. Er hielt sich lange Zeit in Ost-Indien, in Asien, auf, und erwarb sich dort durch seinen Charakter ein großes Zutrauen. Sein Muth war männlich; auch besaß er viele andere treffliche Eigenschaften, die ihn in Indien berühmt machten. Die Portugiesen besitzen in diesem Lande unter

andern auch einen Ort Diu, der auf einer Insel liegt und mit einer Festung versehen ist. Nur den erfahrensten Officieren wurde immer das Commando über diese Festung anvertraut. Der muthvolle und allgemein geschätzte Emanuel Susa erhielt es auch, und blieb mehrere Jahre zu Diu.

Seine Gemahlinn, Eleonora Garcia, war die Tochter eines Portugiesischen Generals, der Sala hieß. Sie war Mutter von mehreren Kindern und besaß außer einem gebildeten Verstande auch viel Muth und Entschlossenheit.

So ehrenvoll auch der Posten war, den Emanuel Susa in Ost-Indien bekleidete: so erwachte doch in ihm sehr stark die Liebe zum Vaterlande und mit ihr die Sehnsucht, nach Portugall zurück zu kehren. Viele Officiere und andere Europäer wollten ihn begleiten. — Es wurde daher ein Schiff zu-

rechte gemacht, das eine Menge Kostbarkeiten enthielt, die theils dem Emanuel Susa, theils seinen Reisegefährten gehörten.

Außer einer Menge Bedienten, Matrosen und Sclaven befanden sich auf dem Schiffe auch der Schwager von Susa, Pantaleon Sala, Emanuels Frau und ihre Kinder, nebst mehrern Officieren, so daß die sämmtliche Schiffsmannschaft sich ungefähr auf sechshundert Personen belief.

Es entstand nun die Frage, um welche Zeit man die Reise nach dem Vaterlande antreten sollte. Man hatte schon verschiedene Erfahrungen gemacht, und gefunden, daß der Monath Januar die günstigste Zeit zur Fahrt nach Europa sey, und Emanuel Susa wäre auch in diesem Monathe, im Jahre 1553, abgefahren, wenn ihn nicht

verschiedene Geschäfte daran gehindert und noch einige Wochen in Asien zurück gehalten hätten.

Im Februar wurden endlich auf Susas Schiffe die Seegel gespannt, die Anker aufgezogen und die Reise nach Europa unter angenehmen Hoffnungen angetreten. Als sie einige Tage gefahren waren, kamen sie den 13ten Februar an die Küste der Kaffern in Afrika und segelten weiter, bis sie endlich glücklich das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichten, das an der südlichsten Spitze von dem heißen Afrika liegt und von fast allen Europäischen Schiffen, die nach Ost-Indien segeln, besucht wird.

Unsre Reisenden waren jedoch so glücklich nicht, hier das Land zu besteigen. Bisher hatten sie günstiges Wetter gehabt. Allein jetzt erhob sich plötzlich ein Nordwind, der immer stärker und stärker wurde, und

endlich in einen fürchterlichen Sturmwind überging. Mit einem Mahl veränderte sich die ganze Lage der Reisenden. Der bisherige Frohsinn verwandelte sich in Besorgniß, Furcht und Schrecken. Der Himmel ward mit schwarzen Wolken umzogen: der Tag glich einer finstern Nacht, und thurmhohe Wellen wälzten sich tobend in die Höhe, schlugen mit fürchterlichem Getöse ans Schiff, und drohten ihm jeden Augenblick den Untergang.

Schauerlich war die Finsterniß, die um die Reisenden lag, noch schauerlicher das Gewitter, das sich jetzt erhob. Schlängelnde Blitze erleuchteten zuweilen den Himmel. Fürchterliche Donnerschläge begleiteten sie, und erschütterten im Innersten auch diejenigen, die die meiste Unerschrockenheit besaßen.

In dieser Gefahr kamen die Reisenden zusammen, und berathschlagten, was unter diesen Umständen zu thun sey. Da das Gewitter immer wüthender wurde, und es nicht möglich war, an das Vorgebirge der guten Hofnung zu kommen, beschlossen sie, nach Indien zu segeln. Allein dies Vorhaben mißlang. Der Steuermann und die Matrosen wandten zwar alles an, das Schiff zu retten, jedoch vergebens. Die Wellen schlugen zu stark daran, die Seiten gingen etwas aus einander, und es lief eine Menge Wasser hinein. Man suchte zwar dieses durch Pumpen wieder herauszubringen, allein dies war nicht möglich. Die Ritzen waren zu groß und es strömte daher zu viel Wasser herein. Das Schiff fing an zu sinken. Man warf nun viele Waaren ins tobende Meer, um das Fahrzeug zu erleichtern, doch das half nur we-

nig. Man gab alle Hofnung der Rettung auf, und fürchtete jeden Augenblick von den Wellen verschlungen zu werden.

Mehrere stürmische Tage hindurch wurde das unglückliche Schiff von den Wellen des Meeres herumgeworfen, und die Reisenden in beständiger Unruhe und Todesangst erhalten. Da hörte mit einem Mahle der wüthende Nordwind auf. Es erhob sich ein Südwind und dieser warf das Schiff auf eine Klippe, nahe an der Küste.

Zum Glück hatten die Reisenden einige Schaluppen, oder kleinere Fahrzeuge, an dem großen Schiffe hängen. Auf diesen beschlossen sie sich zu retten. Emanuel Susa versammelte seine Frau und Kinder nebst

den Vornehmsten seines Gefolges um sich. Sie rafften das Kostbarste, was sie hatten, zusammen, und legten es in die Schaluppen, die sie hierauf bestiegen. Von allen Seiten drohte ihnen die größte Gefahr. Noch war das Meer in Aufruhr; noch stiegen die Wellen sehr hoch, und thürmten, da sie an die Küste anschlugen und zurückprallten, Berge um sie herum, die sie jeden Augenblick zu verschlingen drohten. Nach der äußersten Anstrengung und unter tausendfachen Gefahren kamen sie endlich ans Land.

Noch waren aber viele, die auf dem Schiffe zurückbleiben mußten, zu retten. Die Unglücklichen! nicht alle hatten dieses Glück! die Schaluppen kamen zwar ein paar Mahl ans Schiff, und brachten viele ans Land, aber endlich wurden sie, als noch bey weitem nicht alle gerettet waren,

theils von der See verschlungen, theils an den Klippen zerschmettert. Unglücklicherweise riß zu gleicher Zeit das Ankertau des Schiffs und dieses ward dadurch dem Untergange nahe gebracht. In dieser schrecklichen Lage blieb denen, die noch im Schiffe waren, keine andere Rettung übrig, als sich ins Meer zu stürzen, und nach dem Ufer zu schwimmen. Einige klammerten sich an Tonnen, Kisten und dergleichen, fest; andere verließen sich auf ihre Stärke und Geschicklichkeit im Schwimmen, und sprangen ins Meer.

Nur wenige hatten das Glück, das Ufer zu erreichen; die meisten fanden in den Wellen ihr Grab, so, daß dieser unglückliche Schiffbruch an dreyhundert Personen das Leben kostete.

Als die glücklich Geretteten kaum das Ufer erreicht hatten, fing das Schiff an zu

sinken, und ging bald völlig zu Grunde. Dies setzte alle in die größte Bestürzung, ja in Verzweiflung. Nicht als wenn der Verlust ihrer Habseligkeiten sie so sehr geschmerzt hätte, nein! sondern weil sie sich in einer unbekannten, öden Gegend, und außer Stande sahen, ihre Reise zu Wasser weiter fortzusetzen. Würde das Schiff nicht untergegangen seyn, so hätten sie leicht aus den Trümmern desselben ein kleines Fahrzeug bauen, und darauf nach Soffala oder Mosambique, zweyen Ländern in Africa, die zum Theil von den Portugiesen abhängen, schiffen, und dort Hülfe suchen können. Jetzt verschwand ihnen auch diese letzte Hoffnung und ihre bedauernswürdige Lage ließ sie alles Schlimme fürchten.

Die Gegend, in der sich die Unglücklichen befanden, war öde. Rings umher erblickten sie eine weite, unfruchtbare Sandwüste, und nackte Felsen. Geplagt vom Durst suchten sie emsig Trinkwasser. Wie sehr wurden sie erfreut, als sie nach langem Hin- und Hersuchen einige Quellen süßen Wassers entdeckten.

Emanuel Susa ließ sogleich große Feuer anzünden, um die Leute, welche durchnäßt und erfroren waren, zu trocknen und wieder zu erwärmen. Viele waren verwundet, und alle litten den äußersten Mangel an Lebensmitteln. Glücklicherweise war etwas Mehl gerettet worden; doch war es vom Seewasser halb verdorben. Sparsam ließ er davon einiges unter seine Unglücksgefährten austheilen.

Der Wind wehete etwas stark. Um in der Nacht vor demselben etwas geschützt

zu seyn, trugen sie einige Koffers und gro- se Steine zusammen, und baueten daraus eine Art von Schutzmauer.

Susa benahm sich in dieser unglückli- chen Lage als ein Menschenfreund, der seine Pflichten kennt, und ein gefühlvolles Herz besitzt. Er behandelte seine Leute mit aller Schonung und Sorgfalt, ließ sie so lange auf dieser Stelle ruhen, bis sie sich von ihrer Ermattung etwas erholt hatten, und reichte ihnen, so viel sie nöthig hatten, von den Lebensmitteln, welche noch von der See ans Ufer geworfen wurden.

Lange an diesem Platze zu bleiben, war nicht möglich, auch schon darum nicht, weil ihnen die Nahrungsmittel ausgingen. Es war hohe Zeit, sich nach einem andern Aufenthalte umzusehen. Sie versammelten sich, und berathschlagten, welchen Weg sie nun nehmen wollten. Alle stimmten darin

überein, daß man längst der Küste hingehen wollte, bis man an einen Fluß käme, der den Namen Heiligen-Geist-Fluß erhalten hatte, und wohin die Portugiesen von Soffala und Mosambique starken Handel trieben.

Dieser Fluß war ungefähr hundert und achtzig Meilen von ihrem gegenwärtigen Aufenthalte entfernt. Eine große Strekke für die, durch ihre ausgestandenen Leiden, Ermatteten. Geduld und Muth und Standhaftigkeit waren bey dieser Reise in hohem Grade nöthig. Susa ermahnte seine Leute dazu durch Zureden und eignes Beyspiel. Auch bat er sie, auf das Geschlecht seiner Frau, und das Alter ihrer Kinder Rücksicht zu nehmen, und sie auf diesem beschwerlichen Wege durch ihren Beystand zu unterstützen. Diese Bitte fand bey allen die beste Aufnahme. Sie zeigten sich alle

bereitwillig sie zu erfüllen, und sagten, es wäre billig und Pflicht, daß der Stärkere den Schwächern unterstütze, und daß sie dem wackern Emanuel Susa folgen wollten, wohin er sie auch führen würde. Dem braven Manne mußte dieser Beweis von Zuneigung, Vertrauen und Rechtschaffenheit sehr erfreulich seyn. Es wurden nun alle Anstalten zur Reise getroffen.

Die Reise nach dem Heiligen-Geist-Fluß wurde angetreten. Der Zug der Reisenden war ansehnlich. Er bestand aus Susa, seiner Gemahlin, Eleonora, und seinen Kindern, die noch in einem zarten Alter standen und die Gefahr ihrer Lage nicht kannten; ferner aus dem Schiffsmeister

Andreas Vasez und achtzig Portugiesen. Ihnen folgten ungefähr hundert Bediente; dann kamen die Matrosen und Mägde, und Pantaleon, der Bruder von Eleonora, beschloß mit einigen Portugiesen und den Sklaven den ganzen Zug. Die Bedienten trugen wechselsweise Susas Kinder auf dem Rücken und Eleonoren auf einer Art von Tragsessel. Diese Frau zeigte bey allen diesen Widerwärtigkeiten vielen Muth, und eine Standhaftigkeit, wie sie nur bey wenigen Personen ihres Geschlechtes gefunden wird.

Schon waren sie einige Tage gegangen und glücklich bey einigen sehr gefährlichen Stellen vorbey gekommen, als sie auf einmahl an unersteigliche Felsen und Flüsse kamen, die ausgetreten waren. Hier mußten sie inne halten und viele Zeit darauf verwenden, bequemere Wege aufzusuchen.

Jetzt gingen auch die Lebensmittel zu Ende. Der Mangel daran wurde bald drückend für sie. Sie mußten sich mit wilden Aepfeln und andern wilden Früchten nähren, ja der Hunger zwang sie sogar, Kräuter zu essen, die nur dem Viehe dieses Landes zum Futter dienen.

In dieser großen Noth schlugen sich die Unglücklichen vier Monathe lang herum. Nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten erreichten sie endlich den Heiligen-Geist-Fluß, ohne ihn jedoch zu erkennen.

Der König dieser Gegend, der ihre Ankunft erfahren hatte, belehrte sie endlich, daß sie wirklich an dem gedachten Flusse wären. Er bezeugte sich sehr gefällig gegen sie. Den braven Emanuel Susa nahm er mit den Seinigen mit großer Bereitwilligkeit auf, und warnte sie, nicht weiter zu reisen. Der König in der näch-

sten Gegend, sagte er, sey ein schlimmer Mann; er sey habsüchtig und hinterlistig, und sie hätten von ihm alles zu befürchten.

Doch diese Warnung wirkte auf Emanuel Susa und seine Gefährten nicht viel. Alle sehnten sich in eine Gegend zu kommen, die von Europäern bewohnt wäre. Keine Gefahr schreckte sie von der Fortsezzung ihrer Reise ab, und da der wohlgesinnte König sie daran nicht hindern wollte, so trennten sie sich von ihm und gingen weiter. Aber bald sollten sie überzeugt werden, daß er nur zu wahr geredet habe.

Gleich am folgenden Tage erblickten sie zweyhundert Kaffern, welche gerade auf sie zukamen. Sie waren sehr ermattet. Dessen ungeachtet nahmen sie, da sie einen Anfall befürchteten, alle ihre Kräfte zusammen, setzten ihre Waffen in Stand und machten sich auf einen Kampf gefaßt. Allein

die Kaffern kamen ganz ruhig heran und äußerten mehr Neugierde als feindliche Absichten. Unsre Reisenden faßten daher wieder Muth und ließen sich mit den Schwarzen in einen Tauschhandel ein; sie gaben ihnen Eisenwerk und erhielten dafür Lebensmittel.

Nach und nach wurden beyde Theile immer vertrauter. Die Portugiesen besonders glaubten, daß die Africaner es redlich mit ihnen meinten. Allein den Kaffern gelüstete heimlich nach den Habseligkeiten der Europäer; die Gelegenheit, sie zu berauben, schien ihnen zu günstig, als daß sie dieselbe unbenutzt vorbey lassen konnten. Sie sannen auf eine List und gaben den Portugiesen zu verstehen, daß sie mit ihnen nach der Wohnung ihres Königs gehen sollten, wo sie gut würden aufgenommen werden. Sie bedachten sich nicht lange. Ihre Müdigkeit,

die Freude, den ersehnten Fluß gefunden zu haben, und mehr als alles dies, der Mangel an Lebensmitteln, bewog sie leicht, den Vorschlag der Kaffern anzunehmen.

Sie folgten den Schwarzen nach der Wohnung des Königs. Noch waren sie hier nicht angekommen, als der schwarze Fürst ihnen den Befehl zuschickte, daß sie unterweges an einem mit Bäumen besetzten Platze halt machen sollten. Hier blieben sie einige Tage und tauschten einige grobe Nahrungsmittel gegen verschiedene Dinge ein, die sie aus dem Schiffe gerettet hatten.

Emanuel Susa ließ sich durch den Schein von Treuherzigkeit dieser Leute hintergehen. Er bewies großes Zutrauen zu ihnen, und gerieth endlich auf den Einfall, sich unter ihnen einige Hütten zu bauen, in denen er sich mit seinem Gefolge von den ausgestandenen Mühseligkeiten erholen

und die Ankunft einiger Europäischen Kaufleute von Soffala erwarten wollte. Er ließ deshalb den König um Erlaubniß bitten.

Der König ließ ihm sagen: Er hätte ihn bis jetzt noch nicht so gut aufnehmen können als er wünschte; und dies aus zwey Ursachen. Erstens wären jetzt die Lebensmittel selten und daher sehr theuer. Zweytens hätten seine Unterthanen Furcht vor den Degen und übrigen Waffen der Europäer; wenn diese friedlich gesinnt wären, so sollten sie ihm als Unterpfand ihre Gewehre ausliefern; dann wäre er geneigt, Susas Verlangen zu erfüllen.

Die Portugiesen, welche herzlich wünschten, von ihren Beschwerden einmahl auszuruhen, entschlossen sich, diese Bedingungen einzugehen. Eleonora setzte sich dagegen. Sie sah weiter als alle, und traute den

Schwarzen nichts Gutes zu. „Erinnre dich, sagte sie zu ihrem Gemahle, an das, was der erste König Dir von diesem Fürsten gesagt hat. Traue ihm nicht, damit Du nicht ein Opfer Deiner Leichtgläubigkeit wirst.“ Sie machte ihm noch mehrere Vorstellungen, sie bat ihn endlich dringend, die Waffen nicht auszuliefern. Aber Susa war gegen Eleonorens Bitten und Vorstellungen taub. Er traute den Worten des arglistigen Königs, und seine Gefährten folgten seinem Beyspiele.

Die Gewehre wurden ausgeliefert. Kaum war dies geschehen, so hatten die Europäer schon Ursache, ihre Unklugheit zu bereuen. In demselben Augenblicke, als die Kaffern die Waffen der Fremden hatten, fielen sie über ihre Schätze her, die sie mit so vieler Mühe gerettet hatten, bemächtigten sich derselben, zogen die unglücklichen Europäer

bis aufs Hemd aus, und wer es wagte sich zu widersetzen, wurde auf der Stelle niedergehauen.

Eleonorens Herz empörte sich gegen diese Gräuel. Man fiel auch über sie her; sie nahm alle ihre Kräfte zusammen und widerstand den Barbaren am längsten. Doch was konnte ein schwaches Weib gegen solche Menschen ausrichten? Sie wurde gleich den andern ihrer Kleider beraubt. Um nicht noch größern Mißhandlungen dieser Treulosen ausgesetzt zu seyn, warf sie sich in einen nahen Graben, wo sie sich fast ganz in den Sand vergrub. Ganz entkräftet wendete sie sich zu Andreas Vasez und einigen Portugiesen, die um sie standen, und sagte: „Nun sehet ihr die Früchte eures Leichtglaubens; geht! verlaßt mich nun; ich bedarf eurer nicht mehr, sorgt nun für euch selbst; sollte euch der Himmel einst wieder in euer Vaterland zu-

rückführen, so erzählt denen, die sich der unglücklichen Eleonora und ihres Gemahls erinnern, daß unsre Fehler selbst uns in diese Noth gestürzt haben.“

Hier wurde ihre Stimme von Schluchzen und Seufzen erstickt, sie schwieg, und warf einige zärtliche Blicke auf ihren Gemahl und ihre Kinder. Susa, der nun die traurigen Folgen seiner Uebereilung einsah, stand stumm und unbeweglich da, ohne ein Wort zu sprechen.

Schon hatten die Schwarzen ihre Beute in Sicherheit gebracht, und Susas Leute flohen nach allen Seiten hin, um ihr Leben zu retten, und noch hatte er nichts von allem bemerkt. Endlich erwachte er aus seinem Traume und lief umher, um einige Früchte zu suchen, womit er das Leben seiner Gemahlinn uud seiner unglücklichen Kinder fristen wollte. Aber was konnte er

in einem so verheerten und von der Sonne verbrannten Lande finden, er, der entblößt und unbewaffnet war? oft kehrte er ermüdet und erschöpft zurück, und fand endlich seine gute Gattin Eleonora und ihre Kinder todt. Sie waren vor Hunger und Durst gestorben. Er war zu schwach, sie zu begraben. Der unglückliche Gatte und Vater floh von diesem Schreckensorte in die Sandwüste. Man hat nie weiter etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er vor Hunger gestorben, oder er hat vielleicht das noch traurigere Schicksal gehabt, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, die sich in dieser Gegend häufig aufhalten.

Die unglücklichen Gefährten Susas kamen größtentheils elendiglich um; ihre große Anzahl verminderte sich bis auf sechs und zwanzig Personen, die lange Zeit herumirrten und endlich in Sklaverey geriethen.

Elend wären sie hier wahrscheinlich umgekommen, wenn nicht ein Portugiesischer Kaufmann von Mosambique diese Gegend besucht, und sie aus Erbarmen losgekauft hätte. Unter ihnen befand sich auch der Bruder von der unglücklichen Eleonora, Pantaleon Sala, der nachher in einem sehr hohen Alter in Portugall, zu Lissabon, starb.

XIX.

Die Tellheimsche Familie,

oder

Tugend und Unglück.

Ein Deutscher Kaufmann, Namens Tellheim, bekam Lust, sein Vaterland zu verlassen, nach Rußland zu reisen und dort sein Leben zu beschließen. Er hatte eine liebenswürdige Frau, eine geborne Hamburgerinn, die Luise, und eine artige kleine Tochter, die Natalie hieß.

Tellheim theilte seiner Frau sein Vorhaben mit und fragte sie, ob sie sich entschließen könne, Deutschland zu verlassen,

und mit ihm nach Rußland zu gehen. Er setzte ihr die Gründe auseinander, aus welchen er diese Reise unternehmen wolle.

Luise faßte ihren guten Mann bey der Hand, führte sie an ihr Herz und sagte: Lieber Tellheim, das Vaterland liegt mir freylich am Herzen, aber Du noch mehr. Ich habe dir ganz mein Herz geschenkt, und fühle mich nur in deiner Liebe glücklich. Du mußt am besten wissen, was dir und deiner Familie nützt; thue, was dir das Beste scheint; ich will mich in alles fügen. Und wenn du an das Ende der Welt reisest: so will ich dir gerne folgen; denn ohne Dich, was könnte mich auf Erden freuen?

Tellheim umarmte seine treue Gattinn und sprach gerührt: Gutes, treffliches Weib, wie glücklich machst du mich! Alles will ich verlieren und doch glücklich seyn, wenn Du

mir nur bleibst. Allerdings habe ich Gründe genug, die mich bestimmen, unser Vaterland zu verlassen, und in einem fremden Lande mir ein Plätzchen aufzusuchen, wo ich fortleben und sterben will.

Als Natalie, die nun acht Jahre alt war, hörte, daß ihre Eltern nach Rußland gehen wollten, fing sie an zu weinen. Ach, sagte sie, ich habe viel Böses von Rußland gehört; das muß ein häßliches Land seyn! Es ist darin kalt zum Erfrieren! Und dann hat man mir erzählt, daß es dort viel Bären und Wölfe geben soll, und daß viele unschuldige Menschen in das eiskalte Sibirien geschickt werden, wo sie in den Wäldern leben, sich kümmerlich ernähren, und Zobel und Füchse fangen müßten.

Das ist alles wahr, sagte der Vater, aber deshalb darfst du, liebe Tochter, Rußland noch nicht ein häßliches Land heißen.

So warm ist es in den meisten Gegenden dieses Landes freylich nicht als bey uns; es ist dort oft sehr kalt; aber dann kann man ja einheitzen; und muß man ausgehen, so wirft man sich in ein warmes Pelzkleid, und ist gegen das Frieren gut gesichert. In Sibirien ist allesdings ein mühseliges, unangenehmes Leben, aber dahin kommen gewöhnlich auch nur solche Menschen, die etwas Böses begangen haben; dieß wird mit uns nie der Fall seyn. Freylich geschieht es wohl auch zuweilen, daß ein Unschuldiger dahin verbannt wird; ich hoffe aber, dieses Unglück soll uns nicht treffen.

Tellheim sprach über die Sache noch mehr, und Natalie verlor nach und nach ihre Abneigung gegen Rußland. Nur etwas lag ihr noch am Herzen, das ihr die Trennung von ihrem jetzigen Wohnorte sehr erschweren mußte. Sie hatte eine Freundinn,

Marie, an der sie mit der zärtlichsten Liebe hing. Wenn sie an Marien dachte, so standen gewöhnlich ihre Augen voll Thränen, und oft sagte sie zu ihren Eltern: Wenn ich nur auch Marien mitnehmen könnte, so ginge ich gern nach Rußland. Aber daß ich diese hier zurücklassen muß, das thut mir weh! Dabey fing sie gewöhnlich an heftig zu schluchzen, und nahm selbst von ihrer Mutter keinen Trost an. Kam Marie zu ihr, so herzte und küßte sie sie in einem fort, und sagte oft unter Thränen: Liebes Mariechen, bald sind wir nicht mehr bey einander. Ach, wie werde ich ohne dich leben können! Wenn du nur auch mitgingst! wie vergnügt wollten wir in Rußland seyn!

Nach wenigen Monathen war der Tag festgesetzt, an welchem Tellheim mit seiner

Frau und ihrer Tochter die Reise nach Rußland antreten sollte. Es war ein trauriger Tag. Die Freunde dieser redlichen Familie versammelten sich an demselben bey Tellheim, und waren über seinen Abgang betrübt. Auch er und die Seinigen waren niedergeschlagen. Am meisten litt Natalie. Alles, was sie ansah, brachte ihr Thränen in die Augen. Ach, seufzte sie, dieß alles werde ich nie, nie wiedersehen. Ehe sie mit ihren Eltern abfuhr, kam Marie zu ihr. Sie flog ihr mit Thränen entgegen, drückte sie an ihre Brust, und beyde Freundinnen weinten und jammerten laut. „O meine Marie! o meine Natalie! ach, wir trennen uns auf ewig! wir sehen uns nie, nie wieder!“ Diese Worte wiederhohlten sie oft, und die Umstehenden wurden durch den Anblick einer so zärtlichen Freundschaft innigst gerührt.

Liebe Natalie, sagte Marie, vergiß mich nicht in der Entfernung von mir, und nimm als ein freundschaftliches Andenken von mir dieses kleine Kästchen; siehst du es an, so denke an mich.

Natalie dankte der Freundinn von Herzen für dieses liebe Geschenk, und versprach, Marien nie zu vergessen. Sie gab ihr auch ein kleines Andenken, und bath sie, auch ihre Tauben anzunehmen, und sie sorgfältig zu pflegen.

Jenes Kästchen, das Natalie von Marien erhalten hatte, war mit Perlen besetzt und enthielt eine schöne Nadelbüchse, einen kleinen Spiegel, eine niedliche Scheere und ein Paar Vergißmeinnichtchen, die an ein Stückchen weißes Papier angeheftet waren, auf welchem die Worte standen: „Dieß Blümchen sagt dir meinen letzten Wunsch.“

Rührend war der Abschied der zwey Freundinnen. Lange lagen sie sich in den Armen, mehrmahls hatten sie sich losgerissen, fielen sich aber von neuem ans Herz, bis endlich Tellheim Marien bey der Hand nahm, und sie sanft aus dem Zimmer führte. Liebe Marie, sprach der rechtschaffene Mann, was hilft euer Weinen und Jammern! Einmahl muß doch geschieden seyn. Leb' wohl, liebes Mädchen, und vergiß mich und Natalien nicht. — Weinend und im Innersten erschüttert, kehrte Marie nach Hause zurück.

Jetzt bestieg Tellheim mit seiner Familie den Reisewagen. Viele Freunde begleiteten ihn eine Stunde weit. Auf einem anmuthigen Hügel, von welchem er noch seinen bisherigen Aufenthaltsort sehen konnte, ließ er den Kutscher halten, stieg mit Luisen und Natalien aus, und sah sich noch

ein Mahl nach seiner Vaterstadt um: „Wahrscheinlich sehe ich sie zum letzten Mahle! sagte er bewegt, zog sein Taschentuch, und trocknete sich die Thränen von den Wangen; dann umarmte er seine Freunde mit Herzlichkeit, bestieg den Wagen, und fuhr fort, begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen.

Natalie war lange niedergeschlagen, bis endlich die Manhigfaltigkeit der Gegenstände, die ihr auf der Reise aufstießen, der Anblick so mancher reizenden Landschaft und die erheiternden Unterredungen ihres Vaters ihre Seele in eine bessere Stimmung versetzten. In Königsberg hielt sich Tellheim mehrere Tage auf, und genoß in einigen Familien viele Beweise von Wohlwollen und Freundschaft. Natalie befand sich an diesem Orte sehr wohl, und sie ward

nun überzeugt, daß man auch außer seiner Heimath gute Menschen und reine Freuden finden könne.

An der Russischen Grenze wurden die Reisenden strenge durchsucht, ob sie nicht etwa verbotene Waaren mitbrächten.

In Riga hielten sie zwey Rasttage. Es waren schöne, freundliche Tage für sie. Tellheim war an eine Familie dieser Stadt empfohlen, und wurde von ihr auf die liebreichste Weise aufgenommen und bewirthet. Da Riga fast von lauter Deutschen bewohnt wird: so schien es Natalien, als wäre sie noch in ihrem Vaterlande. Die artige Behandlung, die sie hier erfuhr, machte den angenehmsten Eindruck auf sie. Auch sie gefiel, denn sie besaß viel Empfehlendes. Dieß machte, daß sie sich aus Riga gar nicht wegsehnte, und es gern gesehen hätte, wenn ihr Vater für immer sich dort nie-

dergelassen hätte. Bey allem ihrem Wohlbefinden in dieser Stadt vergaß sie doch ihre Freundinn Marie nicht, sondern erinnerte sich ihrer lebhaft, wünschte sie an ihrer Seite, und schrieb ihr den ersten Brief aus Rußland.

Petersburg machte auf Natalien großen Eindruck. Sie hatte sich diese Stadt nicht so groß und so schön vorgestellt, als sie sie wirklich fand. Auch hatte sie immer geglaubt, die Einwohner von Petersburg wären fast lauter Russen, und noch ungebildet und roh. Wie angenehm wurde sie überrascht, als sie von allem das Gegentheil fand. Sie hörte gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in dieser Stadt viel Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch sprechen; die Einwohner waren geschmackvoll, zum Theil prächtig gekleidet; die Familien, in welche sie mit ihren Eltern kam, sprachen verständig, und verriethen viel Bildung;

es herrschte unter ihnen viel Geselligkeit und Frohsinn, und eine gewisse einnehmende Geradheit und Bravheit, daß Natalie davon fast entzückt wurde, und von diesem Tage an alle Vorurtheile fahren ließ, die sie gegen Rußland und dessen Einwohner gefaßt hatte.

Tellheim hielt sich eine Woche in Petersburg auf; dann reiste er mit den Seinigen in eine einige Meilen davon entlegene Stadt, wo er sich ein Haus kaufte, und Handel zu treiben anfing.

Zwey Jahre hatte Tellheim mit den Seinigen bereits in dieser Stadt, zufrieden und froh, verlebt. Seine Geschäfte hatten den besten Fortgang, und er erwarb sich ein ansehnliches Vermögen. Durch seine musterhafte Pünktlichkeit und Ehrlichkeit ge-

wann er das Zutrauen seiner Miteinwohner. Hatten sie Bestellungen zu machen, so wendeten sie sich an niemand anders, als an den braven Tellheim. Selbst viele angesehene Bürger und Edelleute in Petersburg kauften von ihm die Waaren, die sie nöthig hatten. Er bekam bald so viele Geschäfte, daß er mehrere Ladendiener annehmen mußte. Dabey war er und seine Familie an seinem jetzigen Wohnorte allgemein geschätzt und geliebt. Man war gern in seiner Gesellschaft, erwies ihm viele Gefälligkeiten, lud ihn mit seiner Frau und Natalien oft zu Gaste, half ihm gerne, wann er einmahl in Verlegenheit gerieth und machte ihm auf diese Weise sein Leben zu einem frohen Daseyn und seinen Aufenthalt in Rußland zu einem angenehmen Aufenthalte in einem zweyten Vaterlande.

Natalie wuchs immer größer, und war die Freude ihrer Eltern. Ihr Körper war von Natur zart gebaut, ihre Nerven reitzbar, ihr Herz empfindsam. Die gesunde, frische Luft, die sie hier athmete, hatte auf ihren Körper den besten Einfluß. Er wurde stärker, und die Besorgniß ihrer Eltern, daß sie wohl schwächlich bleiben, und dadurch einmahl bey ihrer Reitzbarkeit viel leiden könnte, verschwand jetzt fast ganz. Es kam mehr Kraft in ihre zarten Glieder, wobey sie übrigens das Sanfte und Zärtliche nicht verlor, das ihr eigen war. — Es gefiel ihr in ihrer gegenwärtigen Lage sehr wohl. Sie schmiegte sich oft an Vater und Mutter und sagte: Es ist doch auch in Rußland schön zu leben!

O meine Tochter, versetzte dann der Vater, überall kann man ruhig und froh leben; denn überall sind wir auf Gottes Welt,

und Gott ist mit uns und umschwebt uns mit väterlicher Huld und Liebe. Nicht auf den Platz kommt es an, auf welchem wir leben, es kommt fast einzig und allein auf uns an. In uns liegt die Quelle unsers Glücks, nicht außer uns; thue nur jeder seine Pflicht, lebe nur jeder fromm und gut; übe nur jeder Treu und Redlichkeit bis ans Grab, dann wird ihm der innre Friede nicht fehlen, er mag in dem milden Italien, oder in den Eiswäldern des rauhen Sibirien leben! — Meine liebe Natalie, nimm dieß zu Herzen, und sey immer und überall fromm und gut.

Natalie hatte viel Empfänglichkeit fürs Gute; sie hörte ihren Vater gerne so sprechen, umarmte ihn dann oft, und ließ zuweilen ein Wort fallen, worüber sich der gefühlvolle Vater inniglich freute.

Die guten Seelen! Sie verdienten ein ununterbrochen glückliches Leben! Doch nicht immer darf die Tugend auf die Beständigkeit des äußerlichen Glücks rechnen, oft wird sie von diesem ganz verlassen, wird verkannt und unterdrückt. Doch groß ist immer ihr Lohn, den sie in sich selbst findet. Alles kann gegen den Guten losstürmen; das größte Unglück kann ihn treffen — aber er bleibt der Tugend treu, und bey dem Bewußtseyn seiner Unschuld und Rechtschaffenheit lächelt ihm immer der Friede des Himmels und das Wohlgefallen des Vaters, der über den Sternen wohnt und mit Weisheit die Schicksale der Menschen lenkt!

Tellheims schöne Tage sollten getrübt, er und die Seinigen durch Leiden geprüft, und dadurch im Guten noch mehr befestigt werden. Es öffnet sich ihnen eine Welt voll Widerwärtigkeiten. Junge Leserinnen,

schenkt diesen guten Seelen eure Theilnahme. Sie verdienen sie.

Traulich saß an einem heitern Herbsttage Tellheim an der Seite Luisens und Nataliens; sie erinnerten sich an Deutschland und an ihre dort zurückgelassenen Freunde. Natalie erwähnte auch Mariens, deren Freundschaft ihr noch immer am Herzen lag. Mitten in ihrem freundlichen Gespräche hörten sie eine Kutsche rasseln. Sie hielt vor ihrem Hause still. Bald trat ein Livrebedienter in das Zimmer und meldete Tellheimen, daß der Graf X. draußen sey, und ihn zu sprechen wünsche.

Tellheim wurde durch diese Nachricht nicht wenig überrascht. Er konnte es sich nicht erklären, wie der gedachte Graf, der bey dem kaiserlichen Hofe zu Petersburg in

großem Ansehen stand, und als ein ungemein stolzer Mann bekannt war, sich so sehr herablassen, und ihn einer Unterredung würdigen konnte.

Tellheim begab sich an die Kutsche, die mit acht von Silber und Gold glänzenden Pferden bespannt war, und verbeugte sich ehrerbiethig gegen den Grafen. Dieser ließ alle seine Leute auf die Seite treten, und sprach heimlich mit Tellheim, welcher alles ruhig anhörte, und dann mit Bescheidenheit und edler Entschlossenheit erklärte, er könne die an ihn gethanen Forderungen nicht befriedigen, weil er nicht gegen sein Gewissen handeln könne.

Der Graf war mit dieser Erklärung höchst unzufrieden. Er wiederhohlte seine Wünsche, aber Tellheim blieb standhaft bey seinem Vorsatze, sie nicht zu erfüllen. Dieß brachte den Grafen in Wuth. Sein ruhi-

ges und ziemlich freundliches Wesen verschwand, und seine veränderten Blicke und Mienen drückten den heftigsten Zorn aus. Er stieß gegen Tellheim heftige Drohungen aus; rief ihm zu, daß er sich bedenken und ihm seinen Entschluß innerhalb acht Tagen nach Petersburg melden sollte, und fuhr dann eiligst weiter.

Luise hatte aus dem Zimmer den leidenschaftlichen Zustand des Grafen gesehen, und nicht ohne Angst das feindselige Benehmen gegen ihren Mann bemerkt. Sie zitterte für ihn, denn sie wußte, wie groß die Macht des Grafen und wie unedel sein Herz sey. Als sie ihn wegfahren sah, fühlte sie sich gleichsam wie von einer schweren Last entledigt, und kam besorgt ihrem Gatten entgegen.

Tellheim kehrte etwas unmuthig in das Zimmer zurück, und erzählte Luisen, daß

der Graf von ihm verlange, er sollte für ihn aus Deutschland einige Waaren verschreiben, die vor kurzem strenge verbothen worden waren. Ich kann dieses nicht thun, sagte der redliche Mann, ohne mein Gewissen mit einem Vergehen zu beschweren, das mich noch obendrein, wenn es entdeckt wird, um mein Zutrauen und vielleicht nach Sibirien bringt.

Luise erschrak. Sie sah im Geiste voraus, daß der Graf diese Weigerung ihres Mannes übel empfinden, und sich dafür an ihm, vielleicht auf eine grausame Art, rächen werde. Lieber Mann, sagte sie daher in ihrer Aengstlichkeit, kannst du denn durchaus seinem Verlangen nicht entsprechen? Ich dächte, es wäre dir nicht unmöglich, jene Waaren heimlich hereinzubringen, ohne daß es je entdeckt würde.

Das geht nicht, liebe Frau! versetzte Tellheim. Ich darf nicht nachgeben; es wä-

re schlecht von mir gehandelt. Gesetzt auch, es käme nie heraus, so bleibt meine Handlung doch ein Vergehen; ich hätte dann die Gesetze übertreten, und müßte mir selbst Vorwürfe darüber machen.

Ich fürchte nur, versetzte Luise, daß dir der Graf Unannehmlichkeiten verursacht. Du weißt, daß er sehr viel vermag, und zur Rachsucht, wie man allgemein sagt, geneigt ist.

Ich weiß das alles, antwortete Tellheim; ich weiß, daß ich von ihm alles Schlimme zu besorgen habe; aber ich will lieber unrecht leiden als unrecht thun. Wenn ich nur mein Gewissen rein erhalte!

Nach einigen Tagen schrieb der redliche Tellheim an den Grafen nach Petersburg, und erklärte ihm, daß er seinem Verlangen nicht entsprechen, und ihm die gewünschten Waaren nicht verschreiben könne.

Luise las, nicht ohne Besorgniß, den Brief; es ahndete ihr nichts Gutes; allein das treue, wohlgesinnte Weib war weit entfernt, das Verfahren des Mannes zu tadeln; sie billigte vielmehr im Herzen seine entschlossene Tugend, die sich durch keine Furcht wankend machen ließ, und den drohenden Gefahren mit Muth entgegen sah. Der Graf, erbittert durch Tellheims unerschütterliche Redlichkeit, schwor ihm in seinem Herzen Rache, und wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, ihn dieselbe fühlen zu lassen.

Handelsgeschäfte in einer etwas entfernten Gegend erforderten nach einigen Wochen Tellheims Gegenwart daselbst. Da er aber in dem Hause selbst so viel zu thun hatte, daß er nicht abkommen konnte, so entschloß sich seine Frau, in Gesellschaft zweyer

Hausfreunde in jene Gegend zu reisen, und die Geschäfte ins Reine zu bringen.

Tellheim war nun mit seiner Tochter allein zu Hause. Vergnügt saßen sie an einem kalten Decembertage nicht weit vom Ofen, genossen ein einfaches Frühstück, und sprachen von der Mutter, die sie nach einigen Tagen zurück erwarteten. Sie wurden in ihrem Gespräche durch einen Fuhrmann gestört, der eine Ladung Waaren für Tellheim brachte. Er zog ihn auf die Seite, und sagte ihm heimlich ins Ohr, daß darunter ein Ballen wäre, den man gleich in Sicherheit bringen, und sorgfältig verwahren müßte, weil er verbothene Waaren enthalte.

Tellheim sah den Fuhrmann mit Verwunderung an und versicherte, daß er dergleichen Waaren nicht verschrieben habe, und daß der Ballen vielleicht für einen andern

Kaufmann bestimmt sey. Allein der Fuhrmann versicherte das Gegentheil, zeigte ihm den Frachtbrief, auf welchem alles angegeben war, was Tellheim durch ihn erhalte, und darauf stand denn allerdings auch jener Ballen mit den verbothenen Waaren. Er kam aus Deutschland, und war an Tellheim von einem Handlungshause schon vor mehr als einem halben Jahre, also zu einer Zeit abgeschickt worden, wo jene Waaren noch nicht verbothen waren. In Königsberg und Riga war er lange liegen geblieben, und kam daher so spät und zu der ungelegensten Zeit an.

Tellheim gerieth in keine geringe Verlegenheit. Er lud den Ballen ab, und brachte ihn in einen verborgenen Winkel des Hauses. Da es ganz gegen die Denkungsart des redlichen Mannes war, die bestehenden Gesetze zu übertreten: so war er fest

entschlossen, die Geschichte mit dem gedachten Ballen in Petersburg anzuzeigen, um so dem leicht möglichen Verdachte, als habe er ihn verschrieben, und gegen die kaiserliche Verordnung gesündigt, zu entgehen.

Er wäre sogleich nach der Hauptstadt des Landes gereist, wenn es ihm bey der Abwesenheit seiner Frau vom Hause nicht unmöglich gewesen wäre. Um indeß alles zu thun, was in seinen Kräften stand, schrieb er an eine obrigkeitliche Person in Petersburg und meldete die Sache. Unglücklicher Weise war die Post schon abgegangen, als er seinen Brief hinschickte; er mußte daher bis auf den nächsten Posttag, also noch drey Tage, liegen bleiben. Tellheimen schien dieß um so unbedenklicher zu seyn, da niemand den Ballen bemerkt, und er ihn in sichere Verwahrung gebracht hatte.

Zwey Tage darauf hatte der rechtschaffene Mann den ganzen Tag über die beschwerlichsten Geschäfte, die er erst zehn Uhr des Abends beendigte. Ermattet von seinen Arbeiten, sehnte er sich zur Ruhe. Natalie war schon vor einer Stunde zu Bette gegangen. Tellheim legte sich nieder, und fiel in einen süßen Schlaf. Noch hatte er nicht eine halbe Stunde lang geschlummert, als mit Ungestüm an sein Haus gepocht wurde. Er erwachte darüber, und ließ die Thüre öffnen. Er glaubte, seine Frau kehre zurück, verließ schnell das Bett, warf sich in den Schlafrock, und weckte Natalien mit den Worten: „Steh' auf, liebe Tochter! Deine Mutter ist wieder da!"

Natalie sprang freudig auf, und rief frohlockend halb im Schlafe: Meine Mutter! meine Mutter!

Armes, getäuschtes Mädchen! ach, sie war es nicht, die gute Mutter, die dich immer so liebreich pflegte und zu allem Guten leitete! —

Ein Paar obrigkeitliche Personen, mit mehrern Polizeydienern und wohlbewaffneten Soldaten waren es, die in Tellheims Stube traten, und ihn in einem ernsthaften, kalten Tone anredeten. Seyd Ihr der Kaufmann Tellheim? fragte der Eine, der sich durch eine strenge Amtsmiene vor den andern allen auszeichnete, und Okkof hieß.

Tellheim. Der bin ich. Was steht zu Befehl?

Okkof. Habt Ihr eine Frau? Wie heißt sie und wo ist sie?

Tellheim. Meine Frau heißt Luise und ist jetzt verreist.

Okkof. Wohin? und wann erwartet Ihr sie zurück?

Tellheim nannte ihm den Ort, wohin sie gereist war und sagte, daß er sie jeden Tag zurück erwarte.

Okkof. Habt Ihr Kinder? und wie heißen sie?

Tellheim. Nur diese einzige Tochter; sie heißt Natalie.

Okkof. Kennt Ihr den Fuhrmann Ozzow.

Tellheim. Sehr gut.

Okkof. Habt Ihr unter diesen Tagen Waaren durch ihn erhalten?

Tellheim. Ja!

Okkof. Waren keine verbothenen darunter?

Tellheim. (Mit edler Freymüthigkeit.) Ja! aber ich habe sie nicht verschrieben — —

Okkof. Schon gut! Wo sind diese Waaren?

Tellheim führte alle in das Gewölbe, wo der mehrerwähnte Ballen lag. Okkof schüttelte mit dem Kopfe und sagte, etwas spottend: Tellheim! Ihr habt diesen Waaren einen trefflichen Platz eingeräumt; selbst schlaue Diebe hätten sie nicht leicht finden können.

Sie kehrten in Tellheims Zimmer zurück. Natalie zitterte am ganzen Leibe. Der Anblick so vieler unfreundlichen Männer, besonders der gewaffneten Soldaten, jagte ihr große Angst ein. Sie glaubte, es wären Räuber, die ihren Vater morden und ausplündern wollten. Seine anfängliche Verlegenheit, die er verrieth, bestärkte sie noch mehr in ihrem Glauben, aber da sie bald sah, daß seine ihm eigenthümliche Ruhe wiederkehrte, und er sich so benahm, als wäre nicht das mindeste zu fürchten, so wurde sie wieder ruhiger und faßte Hoffnung.

Aber wie erschrak sie, als die anwesenden obrigkeitlichen Personen Tellheimen andeuteten, er sollte sich und seine Tochter mit Kleidern und Wäsche versehen, weil er vielleicht eine weite Reise machen dürfte! Sie that einen Schrey, denn sie ahndete ihr und ihres Vaters Unglück. Bebend schmiegte sie sich an ihn, sah ihn mit verzweiflungsvollem Blicke an, und schien ihn zu fragen, ob sie sich fürchten oder ob sie hoffen sollte.

Tellheim drückte sie an sein Herz und sprach mit leiser, aber inniger Stimme: Getrost, meine Tochter! es wird sich alles gut enden! wir sind unschuldig!

Die obrigkeitlichen Personen versiegelten alle Tische, Schränke und Gemächer im Hause, und befahlen allen Hausleuten, Tellheims Wohnung sogleich zu räumen. Als dieß geschehen war, ward Tellheim von den

Soldaten umringt, und auf Okkofs Befehl in leichte Fesseln gelegt.

Natalie jammerte, fiel ihrem Vater um den Hals, sank dann auf ihre Kniee, und bath Okkof, ihr den Vater nicht zu entreißen und ihm, der ein so guter, redlicher Mann sey, die Ketten wieder abzunehmen. Allein ihre Klagen und Bitten blieben ohne Wirkung.

Natalie! sagte Okkof mit erzwungener Freundlichkeit, der Vater wird dir nicht entrissen! Du sollst mit ihm! sollst ihn auf seiner Reise begleiten.

O das will ich! das will ich! rief sie schluchzend, und klammerte sich an den redlichen, geliebten Vater, der mit männlicher Ruhe im Bewußtseyn seiner Unschuld da stand, als ein Fels mitten im tobenden Meere. — Das Haus wurde verschlossen, und die Schlüssel davon der ersten Magi-

stratsperson der Stadt zu gerichtlicher Verwahrung zugeschickt. Tellheim aber und Natalie mußten in einen Schlitten steigen, der vor der Thüre in Bereitschaft stand. Sie fuhren ab, und kamen um vier Uhr des Morgens an einem Orte an, wo sie den Befehl erhielten, auszusteigen, und sich in eine Stube zu begeben, die sich in einem höchst elenden Zustande befand.

Tellheim baute auf seine Unschuld, und hoffte, daß gerechte Richter ihn bald in Freyheit setzen, und seinem treuen Weibe wieder schenken würden. Der Gedanke an sie machte ihn etwas unruhig. Er kannte ihre große Liebe zu ihm, er sah voraus, daß seine Gefangennehmung sie erschrecken und im höchsten Grade niederschlagen werde, und wünschte daher, daß man seine Sache so bald als möglich gerichtlich untersuchen möchte.

Natalie hatte trübe Stunden. Ihre Mutter, an der sie mit Herzlichkeit hing, kam ihr nicht aus dem Sinn. O meine gute Mutter! jammerte sie oft, ach, welche Leiden treffen dich! Du wirst mit Liebe in unsre Arme eilen wollen und uns nicht finden! Ach, vielleicht siehst du uns nie, nie wieder! — — O Gott! wenn ich sie nie wiedersehen — wenn ich meine liebe Mutter nie mehr umarmen, und an ihrem Herzen Trost und Aufmunterung finden sollte, ach, wie unglücklich wäre ich dann!

Tellheim bath seine Tochter, ihre Klagen zu endigen, und das Beste zu hoffen. Allein Natalie war nicht im Stande, sich zu mäßigen; ihre kindliche Liebe war zu groß — ihr Gefühl zu zart, zu reitzbar — sie jammerte in Einem fort, und nur die Fassung und Ruhe, die sie bey dem Vater be-

merkte, milderte den Tag darauf ihren bittern Schmerz.

Was Tellheim so sehnlich wünschte, ging in Erfüllung; seine Sache wurde gleich den andern Tag vor Gerichte untersucht. Die Richter thaten fast dieselben Fragen, als Okkof, an ihn, und da er die ganze Geschichte mit dem Ballen umständlich erzählen wollte, gebothen sie ihm Stillschweigen, und sagten, daß er sich solche Weitläuftigkeiten ersparen, und nur kurz auf die ihm vorgelegten Fragen antworten sollte.

Am Schlusse der Untersuchung bath Tellheim, die Richter möchten, wenn möglich, ihm den Gefallen erweisen, und bald zum Endurtheile schreiten, weil er sehnlichst wünsche, je eher je lieber wieder bey seiner Gattinn zu seyn.

Die Richter sahen ihn ernsthaft und mitleidig an, zuckten bedeutend die Achseln,

und entließen ihn mit dem Versprechen, er werde vielleicht schon morgen sein Schicksal erfahren.

Voll Vertrauen auf seine Unschuld, und voll süßer Hoffnung, bald in die Arme seiner geliebten Luise zurückkehren zu können, kam er in seine Gefängnißstube und umarmte Natalien, die mit banger Aengstlichkeit ihn befragte, wie die Sache stände, und ob sie bald das Glück haben würden, ihre Mutter zu sehen. Der Vater machte ihr dazu Hoffnung, und Natalie vergoß Freudenthränen darüber.

Ach, ihr guten Seelen! täuschet euch nicht in euern schönen Erwartungen! Verlasset euch nicht auf eure Unschuld! Oft wird diese unterdrückt. Auch euch droht dieses traurige Schicksal! Fasset Muth und gehet den Tagen der Prüfung mit frommer Ergebung entgegen. Eure Zukunft hüllt sich in

Dunkel und euer Leben gleicht einem schwülen Tage, an welchem sich Gewitterwolken emporthürmen, und Donner und Blitz alles zu zerschmettern drohen. Doch trauet auf Gott! Einst kann sich das Dunkel in Helle verwandeln, und auf den Gewittertag ein heitrer, milder und schöner Abend folgen! —

Den Tag darauf fuhr ein Schlitten vor das Haus, in welchem sich Tellheim als Gefangener befand. Außer dem Kutscher saß noch ein ältlicher Mann darauf, von finsterm Ansehen und bewaffnet.

Nach einigen Minuten trat eine Magd in Tellheims Gefängniß, und brachte ihm und seiner Tochter einen Pelzanzug und funfzig Rubel an Gelde. Ihr Herr, sagte sie, schicke Tellheimen dieß, und ließe ihm alles Wohlergehen wünschen.

Tellheim, der nicht wußte, was er dazu denken sollte, fragte die Magd um den Nahmen ihres Herrn, sie wollte ihn aber, weil es ihr verbothen war, nicht nennen, und verließ eiligst die Stube.

Kaum hatte sie sich entfernt, als zwey gerichtliche Personen hereintraten, und Tellheimen mit Bedauern ankündigten, daß das Endurtheil über ihn gesprochen, und er mit den Seinigen — auf Zeitlebens in das Innere von Sibirien verbannt sey. Der Schlitten, der ihn dahin bringen sollte, stünde schon vor dem Hause, er möchte daher seine Sachen in Ordnung bringen, und seine Reise sogleich antreten. Sie überreichten ihm hierauf sein Verdammungsurtheil schriftlich. Es war vom Polizey-Minister unterzeichnet.

Im Innersten erschüttert, stand Tellheim einige Augenblicke da, und war nicht

im Stande, ein Wort vorzubringen. Natalie schwamm in Thränen. Sie war vor Schrecken außer sich. Jammernd fiel sie dem Vater um den Hals, und vermehrte seine Betäubung. Aber bald faßte er sich. Die unruhigen betäubenden Gefühle legten sich, und sein Verstand konnte nun eine flüchtige Ueberlegung anstellen. Der Gedanke: ich bin unschuldig! gab ihm Trost und eine ungewöhnliche Kraft; aber die Erinnerung an seine Gattinn Luise schlug ihn von neuem danieder. Er rang mit seinen Schmerzen und mit der Pflicht des Mannes, sich auch im Unglück aufrecht zu erhalten. Die letzte gewann endlich die Oberhand. Er wurde ruhiger, küßte Natalien mit Herzlichkeit, und ermunterte sie auf eine sanfte, liebreiche Weise zur Geduld und zur frommen Ergebung in den Willen der Gottheit.

Aber Natalie war untröstlich. Ihre Mutter schwebte ihr lebhaft vor der Seele, und der Gedanke, sie nie wieder zu sehen, brachte in der Brust der gefühlvollen Tochter ein Gefühl hervor, das an Verzweiflung grenzte.

Tellheim bath, man möchte ihm vergönnen, noch einige Tage hier zu verweilen, und unter dieser Zeit seine Gattinn, die unterdeß von ihrer Reise zurückgekehrt seyn würde, hieher hohlen zu lassen. Allein seine Bitte fand kein Gehör. Er wiederhohlte sie; doch ohne Erfolg. Endlich bath er sich nur die Erlaubniß aus, noch eine Stunde bleiben zu dürfen, um in dieser Zeit an seine Frau zu schreiben. Auch dies wurde ihm nicht zugestanden. Nur mit Mühe erhielt er zuletzt die Freyheit, ein Paar Worte an Luisen zu schreiben. „Mein theures Weib! schrieb er, lebe wohl,

vielleicht auf ewig! Dank für die süßen, mir unvergeßlichen Freuden, die Du mir in Menge erwiesen hast! Wir leiden unschuldig! Dieser Gedanke müsse Dich trösten. Vertraue Gott! Noch ein Mahl, leb' wohl!"

Natalie wollte noch etwas hinzuschreiben, aber sie konnte kaum die Feder halten; ihre Thränen fielen aufs Papier, und verlöschten mehrere Worte. Der Vater faßte ihre bebende Hand, und führte sie. Sie schrieb bloß ihren Nahmen hin, und küßte dann mit Innigkeit das Papier.

Diese Scene war so rührend, daß selbst die zwey obrigkeitlichen Personen sich umwenden, und ihre Thränen trocknen mußten. Besonders war der eine von ihnen tief gerührt. Er hatte ein ausgebildetes Gefühl, und war selbst ein glücklicher Gatte

und Vater. Dieser gute, redliche Mann war es auch, der Tellheimen und seiner Tochter den Pelzanzug und die funfzig Rubel geschickt hatte. Der unglückliche, aber gefaßte Tellheim gab ihm das beschriebene Papier, mit der herzlichen Bitte, es seiner Gattinn zuzustellen. Er nahm es an, zuckte aber die Achseln, und gab zu verstehen, daß Luise vielleicht dasselbe Schicksal erfahren dürfte. Dieß brachte in Tellheims Innern neue Unruhen hervor, über die er sich aber durch Gründe der Vernunft und seinen festen Glauben an eine alles leitende Vorsehung hinwegzusetzen suchte. Tellheim rechnete darauf, daß man ihm die Fesseln abnehmen würde; allein dieß geschah nicht. Der Schlitten, auf dem eine Art von Häuschen lag, und der Kibittgen genannt wurde, ward bestiegen, und von den drey vorgespannten

Pferden mit ungemeiner Schnelligkeit fortgeschleppt.

In wenigen Stunden erreichte man Petersburg, wo aber nicht still gehalten wurde. Hinter dieser Stadt kam man noch an diesem Tage an einen ansehnlichen Pallast, aus welchem dem Kutscher zugerufen, und befohlen wurde, anzuhalten.

Natalie wurde durch eine süße Hoffnung begeistert. Sie glaubte, Gott werde sich der Unschuld ihres Vaters annehmen, und schon jetzt seine Leiden enden. Auch Tellheim kam auf einen ähnlichen Gedanken. Wie? dachte er bey sich, wenn ein angesehener Mann, vielleicht der Besitzer dieses Pallastes, sich für dich verwendet, und dir die Freyheit ausgewirkt hätte!

Die Unglücklichen! sie sahen sich bald bitter getäuscht. Ein lächelnder Bedienter

trat aus dem Schlosse, in der einen Hand hielt er eine Flasche mit einem Glase, in der andern einen Teller mit einigen Schnittchen weißen Brotes. Indem er aus der Flasche einen starken Russischen Branntwein ins Glas goß, öffnete ein prächtig gekleideter Mann ein Fenster, und rief im spöttischen Tone: Guten Tag, Deutscher! Glück auf die Reise! Sie wird etwas lang werden! Nimm einen Trunk zu dir, und erinnere dich zuweilen an mich, dem du einst eine geringe Bitte nicht erfüllen wolltest.

Tellheim faßte den nichtswürdigen Spötter ins Auge, und erkannte in ihm den — Grafen X. Mit Verachtung wies er den Bedienten und das Glas von sich, das er ihm reichte, zog seinen Kopf in die Kibittge, und stellte über die Verderbtheit der Gesinnungen des Grafen Betrachtungen an. Jetzt erst ging ihm ein Gedanke durch die Seele,

der ihm viel Wahrscheinlichkeit zu haben schien. Er fiel auf die Vermuthung, daß vielleicht dieser gegen ihn erbitterte Graf die Hauptursache seines Unglücks sey.

Natalie war lange niedergeschlagen. Sie hatte so viel Schlimmes über Sibirien gehört und gelesen, daß der Gedanke, dort leben, und noch mehr, dort immer leben zu müssen, für sie ein schrecklicher Gedanke war. Indeß wirkte doch das Benehmen ihres trefflichen Vaters sehr vortheilhaft auf sie. Eine Art von himmlischer Ruhe, die man nur bey edlen Menschen findet, lag auf seinem Gesichte; seine Reden verriethen Fassung und Muth, und seine liebreichen Ermunterungen zur Duldsamkeit machten auf die Tochter mit jedem Tage mehr Eindruck. Ihre an Verzweiflung grenzende Schwermuth milderte sich, und verwandelte sich in stille Wehmuth. Ein frommer, gottergebener Sinn

nahm allmählich in ihrem Herzen Platz, und da ihr Begleiter sie ohne alle Härte behandelte, und viele von den Eingebornen, bey denen sie übernachteten, an ihrem Unglücke herzlichen Antheil nahmen, so fühlte Natalie mehrere Tage lang die Beschwerden dieser unglücklichen Reise fast gar nicht.

Allein bald änderte sich dieser erträgliche Zustand. Nataliens Schmerzen hatten ihr Innres zu stark angegriffen, und auch auf den Körper nachtheilig gewirkt. Die üblen Folgen davon traten bald ein. Eine ungewöhnliche Schwäche, Mangel an Eßlust, und eine große Neigung zum Erbrechen matteten das bedauernswürdige Mädchen so sehr ab, daß ihr Vater für ihr Leben besorgt wurde. Dieß war noch nicht genug. Auch Tellheim ward von einer Krankheit überfallen, welche wahrscheinlich die Folge einer Erkältung war. Ein oft wiederkehrendes Fie-

der rieb seine Kräfte auf, und er wäre sammt seiner Tochter vielleicht ein Opfer des Todes geworden, wenn man nicht glückli- cher Weise bald die Stadt Moskau er- reicht hätte, wo die Kranken von ihrem Be- gleiter die Erlaubniß erhielten, einen Arzt hohlen zu lassen. Dieser, ein geschickter und dabey menschenfreundlicher Mann, nahm sich mit der größten, uneigennützigsten Sorgfalt der Leidenden an, und stellte sie bald so her, daß sie die Reise fortsetzen konnten. Tell- heim fand in ihm einen edlen warmen Theil- nehmer an seinem Unglücke, und bekam von ihm den Rath, doch ja darauf zu sehen, daß der Kaiser die Geschichte seiner Verban- nung umständlich erfahre. Tellheim sagte, daß er von Sibirien aus an den Monarchen schreiben, und seine Unschuld darthun wol- le; allein der Arzt meinte, dieß würde zu spät seyn; wäre Tellheim einmahl in Si-

birien: so werde es ihm fast unmöglich seyn, mit seiner Verstellung bis an den Thron zu dringen.

Dieß brachte den unglücklichen Tellheim auf mancherley Gedanken. Er entwarf einen Plan nach dem andern; keiner wollte ihm ganz gefallen. Endlich erwachte in seiner Seele der Gedanke, mit Natalien die Flucht zu ergreifen, und sich auf heimlichen Wegen nach Petersburg zu begeben, dort seine Angelegenheit vor den Monarchen zu bringen, und auf diese Weise seine Befreyung zu bewirken. Dieser Gedanke hatte Anfangs etwas Zurückschreckendes für ihn; aber da er die Sache von allen Seiten erwog: faßte er endlich den Entschluß, zu fliehen. Der Kaiser, dachte er bey sich, ist gerecht; wenn er meine Angelegenheit in dem wahren Lichte sieht: so wird er mich von der Strafe frey sprechen; hält er mich

für schuldig — nun dann mag er über mich verhängen, was er will; ich will mich dann in seinen Ausspruch fügen. Schon hatte er das Einzelne des Planes durchdacht, als er einen Blick auf seine Fesseln that. Da sank ihm etwas der Muth und die Hoffnung. Die Ketten zu lösen schien ihm schwer, ja, fast unmöglich, und der entworfene Rettungsplan wurde von ihm aufgegeben.

Schon waren mehrere hundert Meilen zurückgelegt und das kalte Sibirien erreicht. Mancherley Gefahren hatten dem Leben der Reisenden gedroht; sie waren alle glücklich überstanden. Nataliens Gesundheit fing von neuem an zu leiden. Das rauhe Clima drohte ihr den Tod. Tellheim sah dieß, und sein Herz wurde unruhig. Sein Begleiter, der jetzt nicht mehr befürchtete, daß er ent-

fliehen werde, nahm ihm die Fesseln ab und erneuerte dadurch in Tellheims Seele den Plan zur Flucht.

Mitten in rauhen Wäldern, voll Eis und Schnee, lag ein Ort, den die Reisenden spät am Abende erreichten. Tellheims Begleiter beschloß, dort zu übernachten, besonders da er daselbst einen alten Freund fand, mit dem er ein Paar Stunden lang zechte. Der Branntwein, den er in Menge zu sich nahm, berauschte ihn so sehr, daß man ihn ins Bette tragen mußte.

Dies schien für Tellheim die gelegenste Zeit zu seyn, sein Vorhaben auszuführen. Nach Mitternacht stand er mit Natalien von seinem Lager auf, stieg leise zu einem Fenster hinaus, und floh so eiligst als möglich davon. Früh morgens erreichten sie ein kleines Städtchen, wo sie einen Wagen miętheten, und sich einige Meilen weit seit-

wärts fahren ließen. Da sie Ursache hatten, zu befürchten, daß man ihnen nachsetzen und sie einhohlen würde; so schien es Tellheimen das gerathenste zu seyn, sich von der Landstraße so viel als möglich zu entfernen, und die Reise zu Fuße fortzusetzen.

Vier Meilen hatten die Fliehenden bereits zu Fuße gemacht, als sie sich in einem ungeheuren Walde sahen, in welchem sie keinen Ausweg fanden. Tellheim war um Natalien, die kaum mehr fortkommen konnte, nicht wenig besorgt. Die Nacht brach ein, und die Unglücklichen sahen nichts vor sich als die Wahrscheinlichkeit, in diesen wüsten Wäldern entweder durch die strenge Kälte, welche in dieser Jahreszeit herrschte, oder durch wilde Thiere, die dort umherschwärmten, umzukommen. Natalie konnte ihre Aengstlichkeit nicht verbergen; Tellheim tröstete sie so gut er konnte; sie schmiegte sich

an seine Brust und sagte gerührt: Wenn ich sterben soll, so will ich in deinen Armen, lieber Vater, sterben — ach, an deinem Herzen wird mir der Tod noch ein Mahl so leicht werden.

Tellheim streichelte sie sanft und sagte liebreich zu ihr: Denke nicht an den Tod, meine liebe Tochter! Gott kann uns noch retten. In diesem Vertrauen laß uns nicht wankend werden.

Noch eine halbe Stunde schwankten sie fort. Da erblickten sie, zu ihrer großen Freude, eine Kibittge. Sie schritten mit neuen Kräften darauf los, und kamen bald dabey an. Sie öffneten die Thüre, sahen hinein, und fanden das Schlittenhäuschen leer. Sie stiegen ein, und dankten Gott, daß sie wenigstens für diese Nacht in Sicherheit waren.

Ihre Müdigkeit drückte ihnen bald die Augen zu; aber kaum hatten sie ein Paar Stunden geschlummert, als sie durch ein gewaltiges Kratzen und Brummen an dem Schlitten aufgeweckt wurden. Der Schlitten ward heftig gerüttelt, und Tellheim kam gleich auf die richtige Vermuthung, daß wohl Bären daran seyn müßten. Er zog die Thüre so fest an sich als möglich; die Thiere trieben noch gegen eine Stunde ihren Unfug mit dem Schlitten, dann wurde es auf einmahl stille, und Tellheim schloß daraus auf den Abzug der ungebethenen und verhaßten Gäste.

Als der Tag anbrach, stieg Tellheim aus dem Schlitten, um sich in der Gegend umzusehen. Er sah nichts als Wald und rauhe, mit Schnee bedeckte Ebenen.

Natalie befand sich schwach, und konnte unmöglich weiter. Tellheim hatte zwar einige Lebensmittel bey sich, allein die wa-

ren von keiner Bedeutung, sie waren kaum für einen Tag hinreichend. Die Besorgniß, durch den Mangel an Nahrung oder durch die Kälte aufgerieben zu werden, trieb ihn an, Natalien zu verlassen, und in der Nähe einen von Menschen bewohnten Ort aufzusuchen, wo er Lebensmittel einkaufen, Pferde miethen, und seine Tochter weiter fahren lassen wollte. Natalie that ihm Vorstellungen, sie bath ihn, bey ihr zu bleiben, sie äußerte Besorgniß, daß man ihn vielleicht gefangen nehmen, und ihr auf ewig entreißen könnte — aber Tellheim schilderte ihr dagegen die gefährliche Lage, in der sie sich befänden, und die Nothwendigkeit, auf Mittel zu denken, um sich aus derselben zu befreyen. Er nahm von ihr einen rührenden Abschied — gleich als hoffe er nie wieder zu kommen, verwies sie auf Gott, und eilte davon.

Nach einer Stunde, die Natalien eine Woche dünkte, wurde sie plötzlich durch mehrere Flintenschüsse erschreckt. Bald vernahm sie auch ein lautes Geschrey, und der Gedanke: daß man vielleicht ihren geliebten Vater entdeckt und ergriffen habe, fuhr ihr wie ein vernichtender Blitz durch die Seele. Sie zitterte am ganzen Leibe, und wäre gern nach jenem Orte, woher der Schall kam, hingeeilt, um das Unglück ihres guten Vaters zu theilen, wenn ihr nur ihre schwachen Glieder den Dienst nicht versagt hätten. Sie stieg indeß aus dem Schlitten, und schwankte einige Schritte nach jener Gegend hin. Aber nun konnte sie nicht weiter. Kraftlos sank sie unter einem Baume um, und erhohlte sich.

Es währte aber nicht lange, so wurde sie von neuem aufgeschreckt. Sie erblickte von verschiedenen Seiten vier große Bären,

die brummend gerade auf sie loskamen. Sie hielt ihren Tod für gewiß, und bereitete sich dazu vor. Nur Ein Mittel, sich zu retten, blieb ihr noch übrig; den Baum, unter welchem sie lag, zu ersteigen. Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, und erfuhr auch an sich, was sie so oft gehört hatte, daß die Noth dem Menschen eine Kraft gebe, die er sich sonst nie zugetraut hätte.

Es gelang Natalien, den Baum zu erklettern. Die Bären waren bald an demselben und sahen finster nach ihr hinauf. Einer, der größte von ihnen, machte sogleich Anstalten, auf den Baum zu klettern, vermuthlich, um Natalien als Beute herab zu hohlen. Sie sah ihn kommen und bebte. In ihrer entsetzlichen Angst schrie sie so stark sie konnte. Dieß brachte das wilde Thier aus der Fassung; es rutschte wieder hinab, und schien Bedenken zu tragen, noch Einen

Versuch zu wagen. Jetzt drängte sich ein anderer Bär an den Baum, und kletterte au demselben hinauf, doch auch er wurde durch Nataliens Geschrey abgeschreckt, bis zu ihr zu kriechen. Er purzelte vielmehr hinab und Natalien gelang es, durch dieses Mittel, die feindseligen Thiere von sich abzuhalten. Eine Stunde ungefähr hatten sie bereits ihr Spiel getrieben, als Natalie schon fast erstarrt von Kälte war, und sich auf dem Aste, auf welchem sie stand, kaum mehr halten konnte. Nur noch eine Viertelstunde, und sie fiel herab und wurde eine Beute der Bären! Aber der Himmel wollte sie retten.

Zu ihrer innigsten Freude hörte sie bald in der Nähe das laute Gebell von Hunden. Als dieß die Bären vernahmen, liefen sie eiligst davon, und suchten ihr Heil in der Flucht. Bald hörte sie ein Paar Flintenschüsse, und kurz darauf sah sie vier Män-

ner, in Pelzkleider wohl eingehüllt. An den Flinten und Jagdspießen erkannte sie sogleich Jäger in ihnen. Sie schritten nach dem Schlitten, der ihnen gehörte, und da Natalie ihnen vom Baume zurief, liefen sie zu ihr hin und erstaunten nicht wenig, hier ein Mädchen von ihrer Bildung zu finden. Sie sahen ihr den kränklichen Zustand, worin sie sich befand, alsogleich an, nahmen sie mit vieler Menschenfreundlichkeit auf, gaben ihr zu essen und zu trinken, und wiesen ihr den besten Platz im Schlitten an. Ihre Sprache war ihr fast durchaus unverständlich, aber so viel konnte sie aus ihren Reden verstehen, daß jene ersten Flintenschüsse, die sie gehört hatte, allerdings ihrem Vater gegolten, daß ihn mehrere Reiter eingehohlt, und gefangen mit sich fortgeschleppt hätten. Durchdrungen von dem entsetzlichsten Schrekken war sie einer Ohnmacht nahe. Sie rang

die Hände krampfhaft gen Himmel und jammerte laut. Die Jäger wußten sich ihren Schmerz nicht zu erklären, und schrieben ihn körperlichen Leiden zu. Nach einer Stunde kamen ein Paar Pferde an, die vor den Schlitten gespannt wurden. Man fuhr nun ab, und Natalie ward auf diese Weise von ihrem Untergange, dem sie so nahe war, gerettet.

Auch in Sibiriens rauhen Einöden gibt es gute Menschen, auch sie bescheint dieselbe Sonne, die Italiens lachende Gefilde erheitert. Die unglückliche Natalie fand in den Wohnungen der Jäger die beste Aufnahme. Man pflegte sie als eine eigene Tochter, man bewies ihr Mitleiden, Zutrauen und Liebe. So wohl dieß alles ihrem Herzen that, so ließ doch der Gedanke an das traurige Schick-

sal ihres Vaters sie lange zu keiner Ruhe kommen. Trübe schlichen ihr die Tage dahin, auch als ihr Körper schon wieder völlig hergestellt war — oft weinte sie bitterlich in einem Winkel, und fand nur in dem Gedanken an ihren Tod einigen Trost.

Der wackre Jäger, bey dem sie wohnte, fuhr nach einem Monathe nach einer kleinen Stadt, die in der Nähe lag, um dort Lebensmittel einzukaufen. Natalie fuhr mit. Sie stand vor dem Gasthofe, als ein verdeckter Schlitten angefahren kam. Der Kutscher ließ sich ein Glas Branntwein geben, und trank es schnell aus, um sogleich weiter fahren zu können. Er öffnete die Thüre des Schlittenkastens und that eine Frage herein. Ein Frauenzimmer steckte jetzt den Kopf heraus und sah sich um. Gott! welch' ein Anblick! welch ein Schrecken für Natalie! Sie erkannte in diesem Frauenzimmer —

ihre Mutter. Sie wollte an den Schlitten hinstürzen, aber der Kutscher trieb in diesem Augenblicke die Pferde an und rannte davon. Vergebens rang Natalie die Hände, vergebens rief sie ihm nach, still zu halten, der Schlitten schwand bald aus ihren Augen, und die unglückliche Tochter blieb der Verzweiflung überlassen. Sie fragte nach, wohin die Frau kommen sollte, die im Schlitten gesessen habe; niemand wußte ihr darauf eine bestimmte Antwort zu geben; nur das konnte man ihr sagen, daß es eine Verbannte gewesen sey, die vielleicht an irgend einem Ende von Sibirien ihre Tage verleben werde.

Die unglückliche Natalie! alles stürmte auf sie los! der bitterste Schmerz nagte an ihrem Herzen, und kein Strahl von Hoffnung beleuchtete ihren öden, dornigen Weg durchs Leben, das keinen Reiz mehr

für sie hatte, nachdem ihr die entrissen waren, die sie über alles liebte, nachdem sie da stand ohne Vater und Mutter, die ihr auf der Welt alles, alles waren. Schwermüthig und gepeinigt durch den heftigsten Schmerz, kehrte sie mit ihrem Wirthe nach seiner Wohnung zurück, und verlebte bey ihm zwey Jahre voll Gram und Kummer, der nur zuweilen durch den Gedanken an Gott und an ein anderes Leben gemildert wurde.

So menschenfreundlich auch Natalie in dem Hause des Jägers behandelt wurde: so regte sich doch in ihrem Innern die Sehnsucht, ihre Lage zu verändern, und unter gebildetere Menschen zu kommen. Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Eines Tages fuhr durch den Ort, an welchem sie lebte, der Gou-

verneur von einer Provinz Sibiriens. Sie wurde ihm bekannt, gefiel ihm, und er that ihr den Antrag, mit ihm zu reisen, und seiner Frau in ihren häuslichen Geschäften zu helfen.

Natalie bedachte sich nicht lange, nahm den Vorschlag an, und trennte sich mit dankbarem Herzen und unter Thränen von den guten Seelen, die sie in ihr Haus aufgenommen, und als ein eigenes Kind behandelt hatten.

Nachdem man hundert dreißig Meilen zurückgelegt hatte, erreichte man die Stadt, in welcher der Gouverneur residirte, der Miltof hieß. Ich bringe dir eine Gehülfinn, sagte er zu seiner Frau, und stellte ihr Natalien vor. Sie machte keinen üblen Eindruck, indeß wollte man ihre Denkungsart zuerst prüfen, ehe man sie in dem Hause ganz annahm. Man beobachtete si-

genauer, besonders was Reinlichkeit, Ordnungsliebe und Ehrlichkeit betraf, und da Natalie alle diese guten Eigenschaften in hohem Grade besaß: so genoß sie bald das volle Zutrauen und Wohlwollen des Gouverneurs und seiner Gemahlinn.

Drey Jahre verflossen der guten Natalie in diesem Hause. Ihre Lage war nicht nur erträglich, sie war auch so beschaffen, daß Natalie alle Ursache hatte, damit vollkommen zufrieden zu seyn. Dieß wäre das verständige, wohlgesinnte Mädchen auch gewesen, wenn nicht ein heimlicher Kummer an ihrem Herzen genagt, wenn nicht der Gedanke an ihre unglücklichen Eltern ihr oft den Frieden der Seele geraubt, jede aufkeimende Freude in ihrer Brust zerknickt, und ihre tiefe Wehmuth genährt hätte. Sie that alles, was in ihrem Vermögen stand, um den Aufenthalt ihres redlichen Vaters,

ihrer geliebten Mutter auszuforschen; doch ihre Bemühungen waren vergebens.

Um diese Zeit erhielt der Gouverneur einen Brief, der ihm und seiner Frau große Freude machte. Er enthielt die Nachricht, daß ein vertrauter Freund von ihnen, den sie ungemein schätzten und liebten, Gouverneur von einer Provinz Sibiriens geworden sey, die hundert und funfzig Meilen von Miltofs Wohnorte entfernt lag. Da man auf Schlitten viel schneller reiset, als mit Wagen, und in Rußland überhaupt ungleich schneller gefahren wird, als in Deutschland, so war für Miltof die Entfernung von seinem Freunde Kutschef (so hieß jener Gouverneur), ob sie gleich anderthalb hundert Meilen betrug, von keiner Bedeutung, und er beschloß, ihn nach einigen Monathen mit seiner Frau zu besuchen.

Die Reise wurde zur bestimmten Zeit wirklich angetreten. Natalie, die der Gemahlinn des Gouverneurs fast nie von der Seite kam, indem diese sie sehr lieb gewonnen hatte, fuhr mit. In wenigen Tagen kam man bey dem braven Gouverneur Kutschef an, und wurde von ihm mit Jubel empfangen. Seine Gattinn war eine geborne Deutsche, und freute sich nicht wenig, in Natalien eine Landsmänninn zu finden.

Nachdem Miltof mit den Seinigen von seinem Freunde mehrere Tage hindurch auf das festlichste bewirthet worden war, wurde eine kleine Reise in die umliegenden Gegenden beschlossen, die Kutschef ohnedieß aus Pflicht besuchen mußte. Er unterhielt sich überall mit den Gefangenen auf das liebreichste, erkundigte sich um ihre Lage sehr sorgfältig, hörte ihre Klagen, und versprach mehrern, ihren Zustand nach Kräften zu

verbessern. Natalie war Augenzeuginn von diesem menschenfreundlichen Benehmen des Gouverneurs, und wurde von Hochachtung gegen ihn erfüllt.

In einem kleinen, aber ziemlich ordentlich gebauten und lebhaften Orte, durch den man kam, ließ Kutschef alle Gefangenen, die sich dort befanden, vor das Haus kommen, in welchem er abgetreten war. Sie stellten sich in eine Reihe, und bewillkommten den neuen Gouverneur mit lautem Zuruf. Unter ihnen zeichnete sich besonders ein Mann von edler Gesichtsbildung, durch seine Ruhe in den Mienen und sein ganzes äusseres Wesen, sehr vortheilhaft aus. Kutschef ließ ihn aus der Reihe treten, und fragte ihn, was er für ein Landsmann sey? Ein Deutscher! war seine Antwort. Der Gouverneur rief sogleich seine Frau und Natalien herbey, um ihnen einen Landsmann

zu zeigen. Natalie eilte herbey; eine Art von Vorahndung erfüllte ihre ganze Seele; sie blickte durchs Fenster; Kutschef zeigte ihr den Landsmann; sie erblickte ihn, und that einen Schrey. Beynahe wäre sie zum Fenster hinausgestürzt, wenn der Gouverneur sie nicht noch zeitig genug gefaßt, und zurückgezogen hätte. Sie klammerte sich zitternd an ihn, und rief mit Rührung: O es ist mein Vater! mein Vater!

Natalie, sagte der wackere Kutschef, der mit ihren Schicksalen noch nicht bekannt war, Sie reden irre! Was fehlt Ihnen? Sagen Sie es mir! Aber Natalie schmiegte sich heftiger an ihn, und rief zitternd vor Freude: Gewiß er ists! er ists! mein Vater! mein Vater! —

Der Gouverneur rief die übrigen herbey. Man glaubte, Natalie sey von einem Uebel überfallen worden, und wurde ängst-

lich. — Allein Miltof ahndete sogleich den Zusammenhang. Er eilte aus der Stube, und führte jenen Gefangenen hinein. Als dieser Natalien erblickte, trat er ein Paar Schritte zurück, schien wie vom Blitze getroffen und verstummte. Noch ein Mahl warf er seine Blicke auf das halb ohnmächtige Mädchen, verweilte forschend auf ihr, und schwankte dann mit offenen Armen, mit gen Himmel gerichtetem Blick und Thränen im Auge zu Natalien, sah ihr nochmahls — als könne er, was er sah, nicht glauben — ins Gesicht, und drückte sie dann mit Innigkeit und den Worten: Natalie, meine Tochter! an sein Herz. Natalie hing an seinem Halse, ihre Thränen flossen, und jedes Wort erstarb ihr auf der Zunge.

Die Umstehenden, die nun alles verstanden, sahen gerührt einander an, und weinten Freudenthränen. Natalie sank auf ihre

Kniee, sah gen Himmel, und ob sie gleich vor tiefer Rührung kein Wort sprach, so verstand doch jedermann deutlich, daß sie Gott für das unverhofte Glück, ihren Vater wieder gefunden zu haben, dankte.

Vater und Tochter konnten sich lange Zeit von dem Taumel ihrer frohen Gefühle nicht erholen, sie sahen mit Blicken voll Freude, Ueberraschung und Dankbarkeit bald sich selbst, bald die Umstehenden an, die ihre herzliche Theilnahme an ihrem Glücke auf verschiedene Weise ausdrückten.

Der edle Gouverneur Kutschef sagte noch einiges zu den Gefangenen, die vor dem Hause standen; Tellheimen aber behielt er bey sich und ließ sich — als er wieder ruhig sprechen konnte — von ihm die Geschichte seines Unglücks erzählen.

Der rechtschaffene Gouverneur wurde nicht wenig bewegt, als er vernahm, wie un-

schuldig Tellheim sey, und welch' großes Ungemach er schon fünf Jahre lang habe erdulden müssen. Fassen Sie Muth! sagte er endlich zu ihm; ich werde zur Milderung Ihres Unglücks das meinige gerne beytragen. Sie reisen mit mir, und wohnen von nun an in meinem Hause. Ihnen die völlige Freyheit zu schenken, steht nicht in meiner Macht; aber ich will alles anwenden, um Ihnen dieselbe so bald als möglich auszuwirken.

Tellheim, von dem Edelmuthe dieses wackern Mannes gerührt, dankte ihm herzlich für seine Güte, bemerkte aber dabey, daß er, der menschenfreundliche Gouverneur, dadurch sich vielleicht in Verdacht bringen, und schaden werde. Kutschef aber sagte, indem er ihm mit Treuherzigkeit die Hand schüttelte: Seyn Sie unbesorgt! Für gute

Menschen, die unglücklich sind, muß man alles wagen.

Natalie fing an von neuem aufzuleben. Sie hatte ja den innig verehrten, geliebten Vater wieder! Oft fiel sie ihm ans Herz, und konnte sich in ihrer Freude über sein Wiedersehn nicht mäßigen. Nach einigen Tagen kehrte man nach des Gouverneurs Wohnort zurück. Tellheim erhielt daselbst mit Natalien, die sich nun von ihrem Vater nicht mehr trennen wollte, und von dem edlen Miltof und seiner trefflichen Gemahlinn auf immer herzlichen Abschied nahm, eine bequeme Stube.

Der redliche Kutschef schrieb sogleich nach Petersburg an einen vertrauten Freund, und erkundigte sich um Tellheims Angelegenheit. Die Antwort, die er erhielt, war nicht ganz tröstlich. Man sey, schrieb der gedachte Freund, in Petersburg überzeugt,

daß Tellheim unschuldig sey; allein er habe an dem Grafen X., der bey Hofe noch immer in großem Ansehen stehe, einen unversöhnlichen Feind; dieser sey Schuld an seiner Verbannung; Kutschef sollte behuthsam zu Werke gehen und sich Tellheimens nicht zu sehr annehmen; er würde sich dadurch großen Gefahren aussetzen und ins Unglück stürzen.

Allein Kutschef gehörte zu jenen seltnen Männern, die ihr eignes Wohl vergessen, wenn ein Unschuldiger zu retten ist. Die Gefahren, denen er sich aussetzte, achtete er nicht im Geringsten. Tellheim litt unschuldig! dieß war ihm genug. Er hielt es für seine heilige Pflicht, ihn zu retten. Mit Wärme schilderte er Tellheims Rechtschaffenheit, seine Schuldlosigkeit und seine fünf Jahre hindurch ausgestandenen Leiden in einem Berichte an den Kaiser, den er

an einen Freund nach Petersburg mit der Bitte sandte, ihn in einer guten Stunde dem Monarchen vorzulegen.

Ungeduldig harrte der Menschenfreund auf den Ausgang der Sache. Schon war seit der Absendung jenes Berichtes ein Vierteljahr vergangen, ohne daß eine Antwort eintraf. Endlich aber erschien eines Abends ein Senatskourier aus Petersburg, und überbrachte ihm einen kaiserlichen Ukas oder Befehl. Schwebend zwischen banger Besorgniß und süßer Hoffnung, öffnete er das Papier und las zu seiner innigsten Freude: „Daß Tellheim mit seiner Tochter frey sey; daß sie sogleich nach ihrem ehemahligen Wohnorte zurückkehren und überall auf ihrer Reise unterstützt werden sollten; auch sollte der Gouverneur ihnen dreyhundert Rubel auszahlen,

um damit ihre Reisekosten zu bestreiten."

Das ist die seligste Stunde in meinem Leben! sagte der edelgesinnte Gouverneur zu seiner Gattinn. O du glaubst es nicht, wie wohl es thut, wie hoch es das Herz über die Erde erhebt, wenn man einen unschuldig leidenden Mann von Tellheims Denkungsart aus seinem Elend errettet.

Noch diesen Abend erfuhren Tellheim und Natalie ihr Glück. Beyde waren außer sich vor Freude. Kutschef erhielt für seine redliche Verwendung von ihnen die rührendsten Beweise von Dankbarkeit. Das ganze Haus nahm Theil an dem Glücke der Geretteten, und diese thaten die ganze Nacht kein Auge zu. O meine Tochter, sagte zu wiederholtenmahlen der redliche Tellheim, so nimmt sich oft der Himmel der Guten durch edle Menschen an. — Wohl uns, daß wir

unschuldig litten, und auch in unserm Leiden uns an Gott und an die Tugend hielten; unsre Freude kann jetzt um so reiner und größer seyn.

Aber — ach Gott! ach Gott! seufzte Natalie.

Tellheim verstand sie. Liebe Natalie, sagte er, und gab ihr einen väterlicher Kuß, sey getrost, — wenn deine gute Mutter nur noch am Leben ist, woran ich nicht zweifle, so werden wir sie einmahl gewiß noch sehen. Da der Monarch uns die Freyh geschenkt hat, so wird er sie ihr, die gan, unschuldig ist, noch weniger versagen.

Dieß tröstete die zärtlich liebende Tochter, und schöne Bilder der süßesten Hoffnung traten vor ihre Seele, und erhoben ihr Herz von der Erde zum Himmel.

Tellheim und Natalie sehnten sich nach ihrem Wohnorte. Nach einer Woche verließen sie das Haus des edelmüthigen Gouverneurs, der ihnen so viele Beweise von Freundschaft gegeben und sie gerettet hatte. Wer Tellheims und Nataliens gute, dankbare Gesinnungen kennt, wird sich die Rührung vorstellen können, mit welcher sie von diesem Redlichen und seiner liebenswürdigen Gattinn schieden. Sie wurden von ihnen zehn Meilen weit begleitet, und trennten sich dann mit schwerem Herzen unter vielen Thränen von ihnen.

Ach, wie freudig schlug dem befreyten Vater und seiner guten Tochter das Herz, als sie die Grenze von Sibirien erreichten; als sie sich Moskau, und noch mehr, als sie sich Petersburg näherten. Ueberall wurden sie von theilnehmenden Menschen mit Liebe empfangen, aber überall erkundigten

sie sich auch nach Luisen, Nataliens Mutter, vergebens. Niemand wollte etwas von ihr gehört haben.

In Petersburg mußten sie zwey Tage verweilen, bis sie endlich die Erlaubniß erhielten, nach ihrem Wohnorte zu fahren. Welche Freude, als sie hier eintrafen. Der größte Theil der Einwohner ging ihnen entgegen und bewillkommte sie mit Jubel. Tellheims Freunde fielen ihm um den Hals und weinten Freudenthränen über seine glückliche Befreyung. Mehrere Magistratspersonen fuhren ihm eine Stunde weit entgegen, und kündigten ihm an, daß der Monarch ihm ein Landgut und einige bedeutende Freyheiten, zur Schadloshaltung für seine unverschuldeten Leiden, geschenkt habe. Tellheim war tief gerührt. Er konnte nur wenige Worte sprechen. Sein Gefühl war gleichsam betäubt.

Als er in die Stadt einfuhr, erhob sich in allen Straßen ein Freudengeschrey. Es lebe Tellheim! der glücklich gerettete Tellheim! ertönte es in der Luft, und seinen Schlitten begleiteten mehrere hundert frohe Menschen. Als er an seinem Hause ankam, hob man ihn und Natalien aus dem Schlitten. Alles drängte sich hinzu, um ihn zu sehen, und dem geliebten Miteinwohner die Hand zu drücken.

Sie werden, sprach einer von den Rathsherren zu ihm, in Ihrem Hause alles in dem Zustande finden, in welchem Sie es verlassen haben. Auf Befehl des gnädigsten Monarchen ist alles, was daraus weggenommen worden war, zurückgebracht worden.

Mit Empfindungen von Freude und Dank traten Tellheim und Natalie in das Haus, von welchem sie nun länger als fünf Jahre entfernt gewesen waren. Es öffnete sich ih-

nen die Stubenthüre, und ein junger Mann empfing sie mit ungemeiner Artigkeit. Als Natalie ihn erblickte, war sie freudig überrascht. Lieber Vater! rief sie, ach, ist dies nicht der junge Lindheim, der Bruder meiner Freundinn Marie?

Das bin ich, theure Natalie! versetzte der junge Mann, umarmte beyde, und erzählte ihnen mit wenigen Worten, daß er Deutschland vor zwey Jahren verlassen, sich in Petersburg ansässig gemacht, und von dem Stadtmagistrate die Erlaubniß ausgebethen habe, Tellheimen in seinem Zimmer zu empfangen.

Tellheim schüttelte ihm treuherzig die Hand, und freute sich innig, von einem Landsmanne, und zwar von dem Sohne eines ehemaligen guten Hausfreundes bewillkommt zu werden. Natalie erkundigte sich sogleich um ihre geliebte Freundinn Marie, an die sie

auch in den Einöden Sibiriens oft mit süßer Wehmuth gedacht hatte.

Lindheim klopfte an die Kammerthüre. Sie that sich auf, und — welche unaussprechliche Freude! — Marie, die geliebte Freundinn, trat heraus, und flog Natalien ans Herz. Brust an Brust überließen sich die gefühlvollen Freundinnen der Wonne des nie gehofften Wiedersehns, und Natalie vergaß in den Armen der Freundschaft all' das Elend, das sie in den fünf Jahren des Unglücks erfahren hatte.

Noch stand Tellheim mit nassen Augen sprachlos da, und sah mit bewegtem Herzen diesem Ergusse gegenseitiger Liebe zu, als ein Gedanke ihn plötzlich mit Trauer erfüllte. „O wäre Luise da! nähme sie Theil an unserm Glück!“ Diese Worte entfuhren seiner Brust, und wurden von Natalien gehört. Da ver-

wandelte sich auch ihre Freude in Schmerz. Sie fiel dem Vater ans Herz und weinte.

Der Himmel macht Sie nicht halb, er macht Sie ganz glücklich! sagte jetzt Lindheim! und öffnete die Kammerthüre. Tellheim wandte sich um. Gott! rief er aus. Ach! ach! rief Natalie. Bestes Weib! Mutter! beste Mutter! Mein Mann! meine Tochter!

Mit diesen freudigen Ausrufungen flogen Tellheim und Natalie nach der Kammerthüre, und Luise, die heraustrat, ihrem Gatten und der geliebten Tochter zu. Vergebens würde ich euch, geliebte Leserinnen, den schönen Taumel der Wonne und des höchsten Entzückens zu schildern versuchen, in welchem sich diese rechtschaffenen Seelen in diesem Augenblicke befanden. Denket euch in ihre Lage, in ihre liebevolle Stimmung gegen einander, in ihre ausgestandnen Leiden und in ihr jetziges Glück, und fühlet die Selig-

keit nach, die sie in dieser frohen Stunde genossen. O daß allen unschuldig Leidenden so eine Stunde und solch ein Glück zu Theil werden möchte!

Luise ward wechselsweise, bald von dem treuen Gatten, bald von der zärtlichen Tochter umarmt. Eine Menge von Einwohnern nahmen an ihrem Glücke den herzlichsten Antheil, und der Tag ihrer Ankunft war fast für die ganze Stadt ein festlicher Tag. Die Unglücklichen, deren Elend sich auf ein Mahl in Freude verwandelt hatte, erzählten einander ihre Schicksale. Sie hatten alle die Hoffnung aufgegeben, sich je wieder zu sehen, bis eine gerechte Verordnung des Kaisers sie wieder vereinigte. Dieser zu Folge wurde auch Luise in Freyheit gesetzt, und ganz im Stillen nach ihrem Wohnorte gebracht, wo ihr Mann durch ihr Wiederfinden über-

rascht werden sollte. Diese Absicht wurde vollkommen erreicht.

Nach einigen Tagen verbreitete sich die Nachricht, daß der Graf X., der eigentliche Urheber des Unglücks, das die Tellheimsche Familie betroffen hatte, in Ungnade gefallen, und nach Sibirien verwiesen worden sey. Niemand bedauerte ihn, jedermann sagte, ihm sey Recht geschehen.

Zufrieden, geschätzt und geliebt, wandelte Tellheim mit den Seinigen auf dem Wege der Rechtschaffenheit fort. Natalie wurde die Gattinn des jungen Lindheim, und lebte mit ihm in der glücklichsten Ehe und mit seiner Schwester Marie in der zärtlichsten Freundschaft.

Oft wenn diese Redlichen in einem Kreise bey einander saßen, erzählten sie manches aus der Geschichte ihres Lebens, und erinnerten sich ihrer unglücklichen Tage nicht oh-

ne Dank und stille Freude. Tellheim sagte dann gewöhnlich: Die Wege der Vorsehung, meine Lieben! sind wunderbar; am Ende führen sie aber doch ans Ziel. Darum vertraue jeder Gott und der Tugend. —

An einem schönen Sommerabende war Tellheim gerührter als sonst. Er faßte Natalien bey der Hand, sah ihr mit frommen Ernste und väterlicher Milde ins Gesichte, und sprach mit bebender Stimme: Meine geliebte Tochter, — schon bin ich am Ende meines Lebens! Ich fühl' es. Wenn ich auf meine Tage zurückdenke: so verbreitet sich in meiner Seele ein stiller Friede, denn ich glaube, auf der Welt nicht unnütz gelebt zu haben. — Der Glaube an einen Gott, der als Vater unsre Schicksale ordnet, und der Glaube, daß nur Tugend dem Menschen und dem Leben einen Werth gibt, hat mich aufrecht erhalten, und gemacht, daß ich jetzt

ruhig meinem Tode entgegen gehe. Halte auch Du fest an diesem heiligen Glauben, meine Tochter! und —

Hier stockte die Rede des Greises; Natalie erschrak; sein Haupt sank an ihre Brust; ein Schlagfluß hatte seinem irdischen Leben ein Ende gemacht; sein Tod war der Tod eines Redlichen — ein sanftes Dahinschlummern in eine bessere Welt.

Ruhe sanft, edler, deutscher Mann! und nie ersterbe in deinen Nachkommen das heilige Gefühl fürs Gute, das dich auf dieser Welt in allen Lagen deines Lebens beseelte!

Der Tag, der Tellheimen die Befreyung aus seiner Gefangenschaft in Sibirien brachte, wurde alle Jahre von seiner Familie als ein Dank- und Freudenfest gefeyert, und dabey immer das Andenken der Menschenfreunde erneuert, die ihnen in ihrem Elende beygestanden hatten. Besonders wurde allezeit

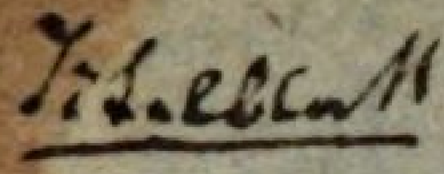
des edlen Gouverneurs Kutschef in Liebe erwähnt, welchem sie ihr Glück verdankten. Diese heiligen Erinnerungen vergaßen die Redlichen nie, denn als edle Menschen erwärmte sie auch das schönste menschlichste Gefühl — das Gefühl der Dankbarkeit.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Inhalt.

		Seite
I.	Carl und Henriette, oder die Geschwisterliebe. . . .	11
II.	Das weinerliche Mädchen. .	32
III.	Gerthrude. . . .	46
IV.	Die Leichtsinnige. . .	62
V.	„Nur nicht Judith!“ .	78
VI.	„Es ist Ernst!“ . .	86
VII.	„Judith! Judith! meine Tochter!“	90
VIII.	Judith ändert ihren Sinn.	94
IX.	Das Grab. . . .	99

		Seite
X.	Die Feuersbrunst. . .	104
XI.	Julie, die Unordentliche. .	118
XII.	Die Mutter von mehr als sechzig Kindern. . . .	147
XIII.	Der Augenarzt. . .	161
XIV.	Pauline, oder traurige Folgen der Geschwätzigkeit. . .	180
XV.	Das schwimmende Bett. .	221
XVI.	Der Frühling. . .	250
XVII.	Der Besuch. . .	253
XVIII.	Schiffbruch des Emanuel Susa und seiner Gemahlin Eleonora.	269
XIX.	Die Tellheimsche Familie, oder Tugend und Unglück. .	294



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Iduna ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend

Bd.: 1

Frankfurth a. M. 1807

Paed.pr. 1237-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759812-7